DAS WEIB UND DER INTELLECTUALISMUS

Oda Olberg

ODA OLBERG

Das Weib und der Intellectualismus

Das Weib und der Intellectualismus

Setzmaschinensatz und Druck von Pass & Garleb, Berlin W. 35.

Das Weib und der Intellectualismus

Von

Oda Olberg

1902
Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften
Dr. John Edelheim
Berlin — Bern

Inhalt

Vorwort.

Die folgende Broschüre ist unmittelbar durch eine Arbeit von Professor Moebius über den physiologischen Schwachsinn des Weibes angeregt worden. Beim Schreiben hat sich das Polemische zum grossen Teil verloren und das Vorliegende ist — wenigstens der Anlage nach — nicht nur eine Streitschrift. Einige in Inhalt und Form rein polemische Stellen wolle der Leser dem Ursprung der Schrift zu gute halten. — Vielleicht wird man der kurzen Arbeit den Vorwurf machen, ein zu weites Gebiet umspannen zu wollen. In der That hing die Abgrenzung des Gebiets nicht von meinem Willen ab. Die behandelte Frage scheint mir schlechterdings undiscutierbar, wenn nicht vorher zu anderen grundlegenden Fragen des Gesellschaftslebens Stellung genommen wird. Nur als eine Darlegung meiner natürlich unmassgeblichen Meinung möchte ich den zweiten Absatz angesehen wissen, den ich nicht weglassen kann, weil er in seinen Grundlinien die Weltanschauung wiedergiebt, der sich die hier vertretenen Forderungen einfügen.

Genua, im Januar 1902.

Oda Olberg.

I. Einführung.

Im weitesten Sinne fällt unter den Begriff der Frauenfrage alles, was die Stellung der Frau im Gesellschaftsleben angeht, ihre wirtschaftliche, rechtliche und politische Lage. Die Gesamtheit der vereinzelten oder organisierten Versuche, der Frau grössere Freiheit auf diesen Gebieten zu verschaffen, bildet die Frauenbewegung. Dem Classencharakter unserer Gesellschaft und der mannigfaltigen Gliederung des socialen Lebens entsprechend, zerfällt sie in eine Reihe von Sonderbewegungen. Wir haben eine proletarische Frauenbewegung, deren nächstes Ziel es ist, bei gleicher Leistung gleichen Lohn für männliche und weibliche Arbeiter zu erlangen. In den besitzenden Schichten sehen wir die Frauenrechtlerin dafür eintreten, den Frauen alle die Thätigkeitsgebiete zu erschliessen, auf denen sie gute Arbeit zu leisten im stande sind. Diese Forderung hat zwar principiell keinerlei Classencharakter, im praktischen Leben interessiert sie aber nur die mittleren und oberen Classen, da der Proletarierfrau auf Grund ihres Geschlechtes schlechterdings kein Arbeitsfeld verschlossen ist, das sie irgend zu bestellen vermöchte. Ferner gehören zur Frauenbewegung die Bestrebungen, die Frau im Familienrecht, Handelsrecht und Vereinsrecht besser zu stellen oder — da diese Besserstellung meist vom Manne schon erreicht ist — sie dem Manne gleich zu stellen, ebenso wie die Agitation für die Ausdehnung der politischen Rechte, für die Zulassung des weiblichen Elementes zu den Geschworenenkammern und anderes mehr.

Alle diese Bestrebungen steigen aus demselben Urgrunde auf, aus dem jede sociale Aufwärtsbewegung stammt. Wenn das Weib nicht mehr arbeiten will um einen Lohn, der ihm kaum den Unterhalt gewährt, sich nicht beschränken will auf Berufe, die nicht das Mass seines Vermögens ausfüllen, wenn es die seiner Wirksamkeit durch die Convention gesteckten Schranken vertauscht wissen will durch die, die seine Fähigkeiten selbst ihm stecken, so steht es auf demselben Boden des Kampfes, auf dem jede um ihre Hebung kämpfende sociale Classe oder Gruppe steht. Je elementarer das Bedürfnis ist, für dessen Befriedigung die Frau eintritt, um so weniger sondert sich die Frauenbewegung von der allgemeinen socialen Bewegung ab. So lange es sich für das Weib darum handelt, die Bedingungen für eine menschenwürdige Lebenshaltung zu erlangen, mündet seine Forderung in den breiten Strom der Arbeiterbewegung ein. Verlangt das Weib die Erschliessung von Arbeitsfeldern, die ihm eine seinen Neigungen und Gaben entsprechende Existenzmöglichkeit bieten, so finden wir neben der blossen Erwerbsfrage schon individuelle Elemente, die sich um so mehr in den Vordergrund drängen, je grösser die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Gesellschaftsschicht ist, der die Frau angehört. Das Weib will dann nicht nur existieren, sondern seine persönliche Eigenart entfalten und zwar über die Hemmnisse hinaus entfalten, die ihm heute entgegenstehen in Sitte, Gebrauch und Gesetz.

Hier zeichnen sich die Grenzlinien ab zwischen der Frauenfrage im weiteren Sinne, als der socialen Frage, soweit sie die Frau angeht, und der Frauenfrage im engeren Sinne, als der Frage nach der socialen Berechtigung der Hemmung, die das Weib kraft seiner Geschlechtsnatur trifft. Im praktischen Leben fliessen beide Gebiete vielfach in einander. Die Frau, die im Kampfe ums Dasein steht, hat mit den Bedingungen zu rechnen, die sich aus ihrer wirtschaftlichen Lage ergeben, wie es der Mann muss, und gleichzeitig mit denen, die ihr als Weib die öffentliche Meinung und das Recht bieten. Bei

einer Discussion der Frauenfrage ist es aber wichtig, die Frauenfrage im engeren Sinne abzulösen und einer besonderen Betrachtung zu unterziehen, da sie ein ihr wesentliches neues Element einschliesst.

Auch der Mann will erst leben, dann ein menschenwürdiges Dasein haben, dann ein solches, das seiner individuellen Wesenheit entspricht. Ist das eine erlangt, so wird es zur Stufe des andern. Die äusseren Hemmnisse sind ihrem Wesen nach nicht verschieden. Anders beim Weibe. Der höchste Ausbau der Persönlichkeit, die intellectuelle Ausbildung wird ihm verwehrt auf Grund seiner Geschlechtlichkeit. Wenn das Weib Lohnerhöhungen durchsetzen kann, so verargt ihm das keiner, wenn es Handel treibt, so bezweifelt keiner seine Berechtigung. Sobald die Frau aber die Forderung aufstellt, teilzunehmen am geistigen Leben ihrer Zeit, so trifft sie auf Gegner, die von ihr als von der Mutter kommender Geschlechter Verzicht fordern. Das neue Element, das die Frauenfrage in diesem Sinne einschliesst, ist das der physiologischen Bedeutung der geistigen Entwickelung des Weibes für die Mutterschaft. Während im allgemeinen das beständige Hinaufdrängen aus den Schichten, die heute die materielle Grundlage der Gesellschaft schaffen, in die der intellectuellen Arbeit, sich allein als Machtfrage regelt, steht die Forderung des Weibes nach Zulassung zur geistigen Arbeit auf ganz anderem Boden. Sie darf nicht als Machtfrage ausgetragen werden, ebensowenig, wie sie nach allgemeinen Billigkeitsgründen entschieden werden darf. Diese kommen erst ins Spiel, falls die Physiologie und die Sociologie — denn das Problem ist nicht nur physiologisch sondern auch social — den Einwurf entkräftet haben, dass das von den Frauen Erstrebte zu einer Verschlechterung der Rasse oder einer Störung der socialen Beziehungen führen werde. Keine Vertreterin der Frauensache wird sich an eine Appellinstanz wenden, wenn die Physiologie ihre Bestrebungen verworfen hätte. Diese würden in der Gesellschaft gebrandmarkt sein, als unsittlich oder krankhaft, je nach dem Standpuncte, und

müssten in ihr ein unterirdisches Dasein führen, gleich dem Laster.

Von dem Anrecht des Weibes auf intellectuelle Entwickelung und der Bedeutung dieser Entwickelung für das Gesellschaftsleben soll im folgenden die Rede sein. Man hat dieses Gebiet spöttisch als die „Damenfrage" bezeichnet, weil es sich hier um Bedürfnisse handelt, die nur in den besitzenden Classen Intensität erlangen, da des Tages Mühsal sie nicht gross werden lässt. In meinen Augen schliesst das kein Werturteil ein. Durch klare Abgrenzung hat die Behandlung jedes Sondergebietes nur zu gewinnen. Als einer Teilfrage der allgemeinen Frauenfrage scheint mir dem hier zu behandelnden Problem insofern besonderes Interesse zuzukommen, als das intellectuelle Leben der letzte und höchste Ausdruck der Entwickelung ist. Die Frage, ob es im socialen Vorteile liegt, dass das Weib an ihm Teil habe oder nicht, gewinnt mit der fortschreitenden Cultur beständig an Bedeutung, und die Lösung anderer, für das Gedeihen des socialen Ganzen heute ungleich wichtigerer Probleme dürfte dahin führen, ihr einen immer hervorragenderen Platz anzuweisen. —

Die Forderung des Weibes, am geistigen Leben seiner Zeitt eilzunehmen, deckt sich nicht mit der nach der Zulassung zu den höheren Berufen. Sie ist umfassender und hat einen principiellen Charakter. Was an theoretischen Einwänden der einen entgegensteht, steht auch der anderen entgegen. Doch zeigt die Berufsthätigkeit der Frau praktische Schwierigkeiten, die wir der Erfahrung überlassen müssen, für wesentlich oder unwesentlich zu erklären, und über die im Einzelfall durch Abwiegung der Nachteile und Vorteile entschieden werden muss. Für jede Frau eine Berufsthätigkeit zu fordern ist nie einer Frauenrechtlerin eingefallen. Das Aequivalent der Berufsthätigkeit für die Familie und für die Gesellschaft ist die Pflege und das Aufziehen der Kinder. Wie aber der Mann vor der Berufsthätigkeit Jahre geistiger Ausbildung hat, so sollen sie auch der Frau verliehen sein, wenn sie ein Bedürfnis danach

verspürt. Wie der Mann eine intellectuelle Thätigkeit hat, über die Erwerbsthätigkeit hinaus — welche Thätigkeit innerhalb oder ausserhalb seiner Berufssphäre liegen kann —, so verlangt sie auch das Weib, und zwar mit um so grösserem Rechte, als seine Mutterthätigkeit nicht während der ganzen Zeit seiner Reife seine besten Kräfte beansprucht, was der Beruf des Mannes normalerweise thut.

Der Hinweis darauf, dass unsere Zeit an geistiger Ueberlastung der Jugend krankt, berührt die hier behandelte Frage in ihrer Wesenheit nicht. Die Mangelhaftigkeit der Schule kann den Wert der Bildung nicht beeinträchtigen. Das, was die Frauenbewegung anstrebt, giebt dem Knaben die Schule und dem Manne die Universität wohl auch nur in den allerseltensten Fällen: eine breite allgemeine Bildung. Aber das Recht darauf wird ihm zugesprochen und der Frau nicht. Solange die Frau um dieses Recht kämpft, ist es erklärlich, das ihr eine Kritik der dem idealen Anrecht entsprechenden Wirklichkeit fern liegt.

Ob die erstrebte Geistesbildung einen Berufscharakter tragen soll, dafür werden Neigung, Anlage und wirtschaftliche Lage den Ausschlag geben. Für viele Frauen wird es sich nur um das Erlangen einer geistigen Schulung und allgemeiner Kenntnisse handeln, die es ihnen erlauben, ihren Mutterberuf geistig zu durchdringen und sie in stand setzen, jene intellectuelle Brücke zu schlagen, die von der Familie hinüberführt zur Gesellschaft, zum Verständnis der grossen Fragen unserer Zeit. Das Weib will das Geistesleben der Gesellschaft mitleben, es will den Ernst der Geistesarbeit an Stelle des unfruchtbaren Dilletantismus, auf den es heute die Sitte verweist.

Andere haben es Entfalten der Individualität genannt. Auch das ist es: ein Erwecken und Ueben der vorhandenen Fähigkeiten, nicht im Sinne der allseitigen ungehemmten Ausbildung, sondern als Ueberordnung der kräftigen, ganzen, am tiefsten in der persönlichen Eigenart wurzelnden, über die schwachen, halben, um durch Zusammenfassen der Kräfte in

einem Puncte das höchste Mass allgemeinen Nutzens und individueller Befriedigung zu erzielen. Es ist jener Ausbau der Individualität, der nötig ist, um den vielfältigen vagen Neigungen die wenigen bestimmten Befähigungen obsiegen zu lassen.

Durch den Wortlaut der „individuellen“ Ausbildung haben sich manche irr machen lassen, als handle es sich darum, das Weib auf sich selbst zurückzustellen, in intellectueller Sterilität abzukapseln. Wenn wir nicht annehmen, dass hier von dem Klang eine gewisse Suggestion ausgeht, so ist diese Auffassung schlechterdings nicht erklärlich. Ist doch das Gehirn das sociale Organ, dessen Heranbildung im normalen Menschen notwendig zur Erkenntnis seiner socialen Gebundenheit führt. Nichts weist das Individuum weniger auf sich selbst zurück, als die Einsicht in die Thatsachen des Gesellschaftslebens, nichts zwingt es mehr, die Fasern seines Fühlens und Wollens in die Gesamtheit zu senken, als ernste wissenschaftliche Arbeit. An ihr will die Frau Anteil haben, weil sie die Befähigung dazu in sich fühlt und die Uebung und Ausübung dessen, was man kann, eine normale, mit Befriedigung verbundene Lebensäusserung ist — das ist die individuelle Triebfeder. Da es sich aber um Erziehung des Organs handelt, das das ganze bewusste Relationsleben vermittelt, so kann uns seine gesteigerte Function nie und nimmer zu unfruchtbarer Potenzierung unserer Persönlichkeit bringen. Je mehr der Mensch sich geistig entfaltet, um so grösser wird die Zahl der Poren, durch die er mit der Gesamtheit im Austausche steht. —

Wenige Fragen von so allgemeiner und umfassender Bedeutung, wie die Frauenfrage, haben sich so häufig eine oberflächliche, mit Schlagworten und Phrasen arbeitende Behandlung gefallen lassen müssen. Sie ist mit dem Zorn und Eifer, den man Tagesfragen entgegenbringt, aufgegriffen worden, ehe auch nur ein winziger Teil der Vorarbeiten, die eine theoretische Lösung voraussetzt, geleistet war. So besteht heute eine umfassende Litteratur, während die biologischen und sociologischen Probleme, die gleichsam die Schwelle zum Studium der Frauenfrage

bilden, noch der Lösung harren. Die Frauenforderungen haben bei den Gegnern weit mehr Entrüstung und Unwillen geweckt, als zum Arbeiten und Forschen angeregt.

Es ist daher begreiflich, dass ein grosser Teil des über die Frauenfrage Veröffentlichten auf Behauptungen und Ansichten hinausläuft, deren Discussion nur dahin führen kann, Ansicht gegen Ansicht zu stellen. Alle Versuche, die Minderwertigkeit des Weibes im allgemeinen darzuthun, rechne ich hierher und glaube, von ihrer Prüfung absehen zu können und zwar aus folgenden Gründen:

Zunächst, weil die Vergleichung des Weibes, wie es heute ist und abgesehen von den Ursachen, die es zu dem gemacht haben, mit dem Manne eine methodologische Schwierigkeit ersten Ranges bietet. Um zu einer Wertschätzung zu kommen, müsste man ein drittes Object haben, an dem sich beide messen, und die Wertung dieses dritten selbst müsste ausser Discussion gestellt sein. Wer sich eine Vorstellung davon machen will, zu welchem Rattenkönig von Confusion die Wertung des Weibes ohne das Aufstellen von Vergleichstypen führt, die in einer Wertreihe geordnet sind, der lese das Werk von Lombroso und Ferrero.*) Einmal ist das Weib inferior, weil es z. B. geringeren

*) La donna delinquente etc., Roux, Turin 1894. 2. Aufl. Die Autoren ziehen als terminus comparationis bald das Kind, bald das Tier oder den Wilden heran, aber sie haben im voraus angenommen, dass jede Abweichung vom männlichen Typus nur auf den absteigenden Sprossen der Entwickelungsleiter liegen kann. Indem sie ein Merkmal als auch dem kindlichen Typus eigen bezeichnen, glauben sie, schon eine Inferiorität festgestellt zu haben. Es leuchtet ein, dass sich das Weib, wenn es sich von dem Manne entfernt, und zwar in einer Richtung, wo sich andere Lebewesen befinden, dem Kinde, Tier oder Wilden nähern muss, in Ermangelung von Engeln und Göttern. Sind nun Kind, Tier oder Wilder in den Merkmalen, die sie nicht mit dem Manne gemeinsam haben, schon als inferior abgestempelt, so läuft das ganze Schlussverfahren auf folgende Urteilsverbindung hinaus: Das Weib ist anders als der Mann; was anders ist als der Mann ist inferior; also ist das Weib

Prognathismus zeigt, als der Mann und dies ein kindliches Merkmal ist, dann wieder, weil es weniger schnell ergraut und seltener kahl wird, welche beiden Eigenschaften es mit dem Kinde gemein hat (Seite 48). Seine Sensibilität ist geringer; als Beweis auf geschlechtlichem Gebiete wird dafür angeführt, dass es Dirnen giebt, während nach männlichen Prostituierten die Nachfrage gering sei; die geringere Sensibilität gegen Schmerzen wird daraus bewiesen, dass das Weib sich wiederholt dem Schmerz der Niederkunft aussetzt, was der Mann nicht thun würde (!) (Seite 66), und durch die Thatsache, dass die Frau im stande ist, am Krankenlager unermüdlich Hilfe zu leisten, was dem Manne, weil er kraft seiner grösseren Sensibilität mehr mitempfindet, nicht möglich wäre (Seite 60/61)*). Die Beobachtung, dass die Frau im Manne den Gatten und Vater

---

inferior. Die erste Prämisse stand von vornherein ausser Zweifel; die zweite war eben zu beweisen; der Schluss ist ebenso wohlfeil wie wertlos. Es ist ein besonderes Verdienst von Havelock Ellis, in seinem Werke über die sekundären Geschlechtsunterschiede, die von ihm gewählten Vergleichstypen, den infantilen und den senilen Typus (der den Affen, den Wilden und den civilisierten Menschen im Stadium der Senilität umfasst) nach dem Masse ihrer Annäherung an den specifisch menschlichen Typus zu bewerten, und so für die morphologische und physiologische Betrachtung von Mann und Weib einen Wertmesser aufzustellen. (Vgl. „Mann und Weib“ von Havelock Ellis, deutsch bei Wigand, Leipzig 1894).

*) Diese Bemerkung übernimmt Lombroso von Sergi. Es sei mir gestattet, eine einfache Erfahrungsthatsache gegen sie geltend zu machen: Die besten Pflegerinnen, was Ausdauer, Geduld und Gewissenhaftigkeit betrifft, sind allemal die intelligentesten und mit der grössten Sensibilität begabten. Man findet auch „Pflegegenies“ unter dummen und im allgemeinen tiefstehenden Frauen. Meiner Erfahrung nach sind das stets solche, denen die Erfahrung des Leidens — langes Kranksein — die durch die Sensibilität verliehene Intuition des Leidens ersetzt. Es sei auch daran erinnert, dass das Weib die grösste Leistungsfähigkeit am Krankenbette entfaltet, wenn es sich um die Pflege Angehöriger handelt, in einem Falle also, wo sie sich in höchstem Masse durch Mitgefühl verbraucht.

ihrer Kinder liebt, während der Mann im Weibe nur die Geschlechtlichkeit lieben soll, giebt Gelegenheit, folgendes Wortgebilde zu Papier zu bringen: „das Weib hat geringeren Erotismus und stärkere Geschlechtlichkeit“ (57). Inferior zeigt sich das Weib ferner durch seine geringere Criminalität, gleichzeitig sehen wir aber auch seinen grösseren Hang zur Lüge als Minderwertigkeit gedeutet. Wems nach mehr gelüstet, der lese das Buch selbst: ich glaube nicht, dass es jemand thun kann, ohne das Gefühl zu haben, dass ihm geradezu der Verstand still steht.*)

Die Schuld liegt aber nicht nur darin, dass hier ein gewaltsamer Versuch gemacht werden soll, eine These trotz der Widerhaarigkeit der Thatsachen zu beweisen. Wenn einem jede Quelle recht ist, kann man noch ganz andere Thesen stützen. Der Fehler ist, dass überhaupt ein Urteil über das Weib als solches, das Weib im allgemeinen gefällt werden soll, nach dem ihm dem Manne gegenüber seine Rangstellung angewiesen werden soll. So kann der Anatom, der Physiologe, der Psychologe in Bezug auf die seinem Fach zufallenden Merkmale des Weibes verfahren, wenn er ein Princip der Rangierung aufgestellt hat. Aber das Weib in der Gesamtheit seiner Lebensäusserungen als biologisches und sociales Wesen kann dem Manne logisch weder über- noch untergeordnet werden, da sie sowohl in Bezug auf ihre physiologische Function als auch ihre Stellung im Gesellschaftsleben incommensurabel sind. Ich könnte ja, um Lombroso zu „widerlegen“, sagen, der Mann nähere sich dem Affentypus, weil er prognather ist als das Weib, oder mehr mit Haaren bedeckt. Sein sociales Gefühl wäre noch unentwickelt, weil er die mitleidige Hilfeleistung

*) Prof. Sergi führt als Beweis der weiblichen Inferiorität an, das Weib habe weniger Schamgefühl als der Mann. Unter andern wird das mit dem Hinweis darauf bewiesen, dass die Frauen ihren Kindern in Gegenwart von Fremden die Brust reichen. (Dolore e Piacere, Mailand, Dumolard 1894, S. 210 und 211.) Das thut der Mann allerdings nicht.

am Krankenbette nicht versteht, er wäre viehisch, weil er nur die Geschlechtlichkeit am Weibe liebt, könnte den Satz vom stärkeren Erotismus und von der geringeren Geschlechtlichkeit als Beweis der männlichen Inferiorität anführen, da er in seinem orakelhaften Dunkel jeder Interpretation willig stand hält. Wenn ich es nicht thue, geschieht es, weil ich von derartiger Polemik keine Klärung der Frage absehen kann.

An zweiter Stelle scheint mir ein Eingehen auf diese Litteratur und die in ihr enthaltenen Aeusserungen über den sittlichen Wert des Weibes nicht geraten, weil es im Vergleich zum Raum, den es beansprucht, wenig das Verständnis fördert. Schliesslich ist ja die Frau kein so seltener Artikel, dass nicht jedem Gelegenheit geboten würde, die Verleumdungen, die etwa über sie ausgestreut werden, nachzuprüfen. Ausserdem ist von vornherein die Hoffnung ausgeschlossen, über Meinungen Einigkeit zu erzielen.

Ich glaube, jeder wird einräumen, dass auf dem jenseits der Familie liegenden Gebiet des Gesellschaftslebens das Weib hinter dem Manne zurücksteht: im wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffen, in der Fähigkeit zur Organisation, zur collectiven Einordnung, in der praktischen Stellung den grossen socialen Fragen gegenüber. Ferner wird jeder einräumen, dass das Weib auf seinem eigensten Gebiet, dem der hauswirtschaftlichen Oekonomie und der Erziehung dem Eindringen des Neuen einen passiven, gelegentlich aber auch activen Widerstand entgegenstellt und teilweise Schuld trägt, wenn im Erziehungswesen die Kluft zwischen Theorie und Praxis noch so gross ist. Wenn dem allen nicht so wäre, wüsste ich nicht, wozu eine Frauenbewegung bestünde. Diese Annahme einer socialen Inferiorität scheint mir als Ausgangspunct zu genügen.

Es handelt sich nun darum, zu ergründen, ob diese Inferiorität in der geschlechtlichen Wesenheit des Weibes begründet, ob sie unzertrennlich mit der Geschlechtsfunction verbunden ist, oder das Ergebnis einer Verbindung biologischer Factoren mit socialen darstellt und also von dem jeweiligen

Stande der Culturentwickelung beeinflusst werden kann. Die Schwierigkeit, diese Frage zu lösen, ist einleuchtend. Denn das Weib als blosser Ausdruck geschlechtlicher Wesenheit existiert nicht, was sich der Beobachtung bietet, ist durch Verschmelzung von in seinen Grundlinien Constantem mit Wandelndem entstanden.

Da das Problem praktisch ist, genügt es nicht, die bestehenden Verhältnisse aufzudecken und ihren allgemeinen Zusammenhängen nachzuspüren, sondern es gilt, zu einer Wertung der sich anbahnenden Tendenzen zu gelangen. Mit Verurteilungen ist man denn auch nicht sparsam gewesen, doch hat man vielfach versäumt, das Kriterium klar zu formulieren, nach dem man gut hiess oder verwarf.

Es ist nun aber unmöglich eine Frage, wie die hier behandelte, loszulösen von anderen allgemeinen Fragen, deren Lösungen die Grundlinien unserer Weltanschauung bilden. Wir können nicht, wie das oft geschieht, die Frauenfrage im Centrum angreifen, um uns dann Argumente oder Wertmesser aus dem Arsenal einer Weltanschauung zu holen, auf die der Leser wie durch eine halboffene Thür nur einen flüchtigen Blick werfen kann. Sondern es muss wenigstens versucht werden, darzuthun, dass unsere Stellung zur Frauenfrage mit derselben logischen Notwendigkeit in ein Weltbild gehört, wie sie vom anderen auszuschliessen ist. Wir können nicht in der kritischen Betrachtung der Frauenbewegung eine Kritik unserer modernen Cultur einbegreifen, was einige Autoren versucht haben. Dabei kommt nur ein schwammiges Gebilde heraus, in dem sich keine Gliederung erkennen lässt. Als Ausgangspunct muss die Stellung zu den Grundfragen festgelegt werden.

Und so ist von vornherein klar zu sagen, ob die moderne Culturentwickelung in ihren grossen Grundzügen als eine gesunde Anpassungserscheinung gilt oder als eine Verirrung. Denn wenn diese Cultur selbst krank ist, ungesund im Kern, dann sind auch ihre Forderungen zu verwerfen. Auch wäre aus dem notwendigen Nexus der modernen Civilisation mit den

Forderungen der Frau nach geistigem Ausleben — falls er nachgewiesen wäre — kein Schluss zu Gunsten dieser Forderungen zu ziehen, weil die Cultur selbst den Fluch in sich schlösse der Entartung und Greisenhaftigkeit. Desgleichen ist anderen Problemen, wie vor allem dem der Bevölkerung gegenüber eine klare Stellungnahme nötig, damit eine feste Basis der Discussion gewonnen werde. Die Frauenfrage „als solche“ lässt sich überhaupt nicht behandeln: sie ist eine andere für den, der die Cultur verwirft, in der Beschleunigung ihres Ganges eine Drohung sieht, eine andere, je nach dem Entwickelungsideal innerhalb der Cultur. Diese allgemeinen Voraussetzungen selbst zu discutieren, kann natürlich nicht meine Aufgabe sein. Hier ist nur darauf hinzuweisen, wo logische Unvereinbarkeit vorliegt, um von Anfang an die zurückzulassen, deren Wertmasse von den von uns gewählten abweichen, und den Weg von ihren Einwänden freizumachen. Im Rahmen einer gegebenen Weltanschauung, eine gegebene Entwickelungstendenz vorausgesetzt, möchte ich versuchen, das Anrecht des Weibes auf geistige Entwickelung darzuthun.

Man wird einwenden, das sei eine gewaltsame Erleichterung der Aufgabe, die sich dann schliesslich auch soweit hätte ausdehnen lassen, alles zu Beweisende vorauszusetzen und Papier und Dinte zu sparen. Aber bei näherer Betrachtung erweist sich dieser Einwand doch als unberechtigt. Denn kann man erwarten, dass ich z. B. auf den Einwand, Gott habe das Weib dem Manne untergeordnet, die Gründe, die für oder gegen das Dasein eines persönlichen Gottes sprechen, einer Kritik unterziehe, oder dass ich die Berechtigung des Menschen, die Naturerscheinungen innerhalb oder ausserhalb seines Organismus willkürlich nach dem Pol der Gesellschaftszwecke abzuleiten, gegen eine mit transcendenten Moralbegriffen operierende Ethik verteidige? Wenn ich mich nicht darauf beschränken wollte, alle derartigen Einwände in den Bereich logisch ihnen zugehöriger Grundsätze und Forderungen zu verweisen, müsste einem überhaupt der Mut

fehlen, eine Frage von solcher Vielgestaltigkeit aufzugreifen. Was darzuthun ist, ist nicht das Recht des Weibes auf geistige Entfaltung schlechthin, sondern in einem gegebenen culturellen Milieu, dessen Entwickelung in einer gegebenen Richtung als anstrebenswert vorausgeseetzt wird.

Auch so stellt sich die Frage noch compliciert genug dar. Im Gesellschaftsleben bestehen vielfache Compensationserscheinungen, wir sehen in ihm neben der aufsteigenden Entwickelung im Sinne besserer Anpassung unter dem Hochdruck unserer Civilisation viel Menschenmaterial bis zur Entartung verbraucht und in der Folge ausgemerzt werden. Wir sehen die Grenze zwischen physiologischer und pathologischer Entwickelung nur undeutlich, wie in allen Perioden geringer Stabilität im äusseren und inneren Leben. Deshalb ist die Gefahr gross, Beobachtungen einseitig und falsch zu interpretieren.

Die Frage des Antagonismus zwischen Fruchtbarkeit und Cultur, oder zwischen Fruchtbarkeit und Geistesarbeit lässt aus diesem Grunde keine inductive Behandlung zu. Von den sich mehrenden Ursachen krankhafter Reduction der Fruchtbarkeit ist es unmöglich — oder doch fast unmöglich —, die physiologische Reduction zu trennen. Auch darf man über der biologischen Seite der Frage nicht ihre socialen Elemente unberücksichtigt lassen. Das Weib gebiert nicht nur die Kinder, es erzieht sie auch und wacht über ihr leibliches und geistiges Wohl. Sollte nun etwa die in intellectueller Arbeit geschulte Frau, die klar sieht, wo das Schädliche und Nützliche liegt, die dank der geschärften Erkenntnis ein intensiveres Verantwortlichkeitsgefühl hat, kraft dieser ihrer Eigenschaften an Leib und Seele gesundere Kinder grossziehen, so fiele das zu ihren Gunsten in die Wagschale.

Und sollte die Frau, die doch in einer Gesellschaft lebt, die auf der Familie begründet ist, durch geistige Arbeit dahinkommen, ihrem Manne intellectuell ebenbürtig zur Seite zu stehen und den gemütlichen Banden sowie den ethischen, die

sich in wirklichen Ehen zwischen den Gatten bilden, ein neues hinzuzufügen, und dadurch die Ehe festigen und die vielen gesellschaftlichen und individuellen Schäden verringern, die aus der Entfremdung der Ehegatten folgen und an den Kindern heimgesucht werden, so wäre auch das in Rechnung zu bringen.

Eine Frage von ausserordentlicher Bedeutung und von hohem theoretischen und praktischen Interesse müssen wir unberührt lassen, obwohl sie mitten in dem von uns zu betrachtenden Gebiete liegt: die Frage nach dem Einfluss der geringen Function des weiblichen Gehirns in der Vererbung.*)

Mit der Annahme der gekreuzten Vererbung lässt sich die Frage nicht abthun. Gerade die von den Gegnern mit Vorliebe herangezogenen Untersuchungen über die geschlechtlichen Unterschiede am Grosshirn neugeborener Kinder zeigen, dass zwischen Geschlecht und Nervensystem eine besonders enge Verbindung besteht, nicht nur in der Physiologie und Pathologie, sondern auch morphologisch. Der Vater kann seine differenzierten, den Stempel seines Geschlechtes tragenden Hemisphären so wenig auf seine Tochter vererben, wie seine Geschlechtsteile. Mir scheinen hier nur zwei Annahmen möglich: entweder der Vater vererbt seine höheren Nervencentren auf die Tochter nur als einen latenten Charakter, wie er seine primären und secundären Geschlechtscharaktere vererbt, so dass sie durch sie auf seine Enkel und Urenkel kommen. In diesem Falle vermehrte sich mit jeder Generation, während der der Mann sein Gehirn übt und das Weib nicht, der intellectuelle Abstand zwischen den Geschlechtern. Oder aber der Vater vererbt wohl seine Gehirnstructur auf die Tochter, aber diese kann kraft ihres Geschlechts die Erbschaft nur teilweise antreten. Man könnte etwa annehmen, dass die weiblichen Geschlechtsdrüsen durch chemische Einflüsse entwickelungshemmend

*) Dieses Problem besteht nur für den, der im Gegensatz zu den Neodarwinianern die erbliche Uebertragbarkeit erworbener Eigenschaften annimmt.

wären, was um so unwahrscheinlicher ist, als die abweichende Gehirnentwickelung beider Geschlechter während des achten Monats des fötalen Lebens am stärksten ist und während der Pubertätsentwickelung sehr gering zu sein scheint. Oder aber, dass mit der Geschlechtsbestimmung der Embryonen durch einen auf chemischem und physikalischem Wege zu stande kommenden Consensus die ganze Zellenanordnung sich anders gestaltet im weiblichen als im männlichen Keim. Das für die weibliche Frucht zugrundeliegende Schema müsste dann doch aber als ein mütterliches Erbteil angesehen werden. Die durch schwache Function in der structurellen Differencierung zurückgebliebenen mütterlichen Hemisphären würden also gewissermassen die Form und das Mass darstellen, über welche hinaus die Tochter nicht vom Vater erben könnte. Wenn dabei die Tochter nicht gut fährt, so fährt der Sohn noch schlechter. Der hat zwar ein grösseres Erbrecht aber ein geringeres Erbe. Denn er erbt von der Mutter die durch Nichtgebrauch verringerte Qualität in den vom Vater gegebenen Formen und Massen.

Man wird sagen, das seien müssige Haarspaltereien, die nicht zur Sache gehören. Aber gar so müssig sind sie nicht, wenn sie es wenigstens ins Bewusstsein rufen, dass mit gekreuzter Vererbung nichts gesagt, geschweige denn etwas erklärt ist.

Je mehr man über diese Frage nachdenkt, um so mehr drängt sich als Antwort das non liquet auf. Schaden kanns nicht, wenn man sich klar macht, dass wir nach dem heutigen Stande der Wissenschaft durchaus nicht gezwungen sind, die erbliche Uebertragung der den Denkfunctionen vorstehenden Centren von einem Geschlecht auf das andere anzunehmen und uns davon überzeugen, dass einige der Theorieen, die den anderen an Logik und Erklärungsfähigkeit gleichwertig zur Seite stehen, uns dahin führen, in dem Minimum der Gehirnvariation beim Weibe, dem ein Maximum der Variation beim Manne gegenübersteht, nicht eine Mässigung, sondern eine ins Pathologische gehende Beschleunigung des Entwikelungs-

tempos zu sehen.*) Aus dem, was wir bis jetzt über die Erblichkeit wissen, sind wir aber nicht berechtigt, praktische Folgerungen für den Wert oder Unwert der intellectuellen Ausbildung des Weibes zu ziehen. Mir erscheint es geradezu eine Pflicht, diesen Teil der Frage ganz aus dem Spiel zu lassen. Klären thut er nicht, da er selbst noch unklar ist; ausserdem liegt eine Art von publicistischer Gewissenlosigkeit darin, mit Worten um sich zu werfen, aus denen eine mächtige Saat von Confusion aufgehen kann.

Was heute einzig untersucht werden kann ist die Frage, ob die physiologische und psychologische Eignung des Weibes zur Mutterschaft durch Geistesarbeit Einbusse erleidet. Wenn dies nicht der Fall wäre, so wäre jeder principielle Einwand gegen die Bestrebungen gegenstandslos. Die Frage der weiblichen Befähigung ist von geringerer Bedeutung, da sie sich im Mechanismus der Gesellschaft automatisch regelt. So wünschenswert

*) Orchansky kommt auf Grund seiner Studien über die pathologische Vererbung zu einer Theorie der Befruchtung, die die typischen Charaktere des Kindes durch die Summierung der elterlichen Energie zu stande kommen lässt, während die individuellen sich aus der Interferenz der Energie ergeben. Als Beweis führt er unter andern die Beobachtung an, dass die Kraft der Vererbung sich am stärksten geltend macht, wenn einer der Erzeuger an individueller Reife dem anderen überlegen ist, während die Abweichungen vom Typus am seltensten beobachtet werden, wenn die individuelle Energie und Reife der Eltern eine annähernd gleiche Stärke zeigen. Orchansky nimmt ferner an, dass die Energie der Function eines Organs auf seine Vererbbarkeit von Einfluss sei. An anderer Stelle seines lesenswerten Werkes, dessen Studium leider ausser durch einige sinnstörende Fehler im Satze und vielleicht auch in der Uebersetzung, wie durch einen grossen Mangel an Uebersichtlichkeit sehr erschwert wird, giebt er als eine seiner Beobachtungsergebnisse das Ueberwiegen männlicher Charaktere in der Vererbung — Skelettformation etc. — an, ohne jedoch auf die Erklärung, die diese Erscheinung durch die angeführte Hypothese erfährt, hinzuweisen. Vergl. J. Orchansky: l'eredità nelle famiglie malate. Bocca, Turin 1895.

die Ausschliessung Unbefähigter von den höheren Studien ist, muss man sie der Selbsterkenntnis überlassen oder auf die ausmerzende Kraft des Misserfolges vertrauen. —

Aus diesen andeutenden Bemerkungen erhellt, dass mit ein paar Kraftworten die Frage weder für noch wider die Frauenbestrebungen zu lösen ist, dass das Problem noch eine grosse Zahl von Unbekannten birgt, deren Auflösung wir von der Naturwissenschaft zu erwarten haben oder von der Erfahrung. Die vorläufigen, auf mehr oder weniger aprioristischem Wege gewonnenen Werte, die wir für diese Unbekannten einsetzen, müssen mit grosser Reserve aufgenommen werden. Auch bei redlichem Willen zur Wahrheit können bei der Ueberbrückung des Unbekannten durch Hypothesen leicht Elemente aufgenommen werden, die diesen Vorzug nur ihrer Eigenschaft danken, die subjective These zu stützen, die wir vertreten. Für den Autor wie für den Leser gilt es, vor dieser Art logischen Nepotismus auf der Hut zu sein.

II. Ueber die Bedeutung der Cultur.

Viele sehen in unserer Cultur ein Abirren von der Natur, das an der Menschheit in Schwäche, Müdigkeit und Krankheit heimgesucht werden muss. Sie sind Gegner alles Modernen, weil es in ihren Augen nichts als Entartung und Erschöpfung im Gefolge haben kann, Gegner des Intellectualismus, der modernen Industrie, der Frauenbewegung. Alles das, was innig mit der Entwicklung unsres Gesellschaftslebens verwoben ist, wird von ihnen verworfen, weil diese Entwicklung selbst falsch ist, widernatürlich und im Keime krank. Für sie sind die Postulate der Civilisation kein Argument, diese Civilisation selbst ist etwas, an dem die Menschheit laboriert, wie an einer Krankheit. Und wenn man sie hinweist auf die gewaltigen Anforderungen des modernen Lebens, denen nur der Mensch mit scharfer und geübter Intelligenz, mit Kraft zur Verantwortung und der Milde des Erkennenden voll gerecht werden kann, so sagen sie, dass diese Anforderungen nur der verderblichen Beschaffenheit unsrer Gesellschaft, jener fieberhaften und rastlosen Civilisation entstammen, an der sich der Mensch versengen und verzehren muss.

Diese sehen in der Natur das Reich der ewigen Gesetzlichkeit, in der Cultur nur die Willkür. Man hat einen begrifflichen Gegensatz zwischen beiden construiert, als sei unsre ganze Cultur abseits der Natur gegründet worden, als stelle sie eine beständige Vergewaltigung der Natur dar, für die einst Rechenschaft gefordert werde. Mit demselben Recht könnte man sagen, der Vogel, der fliegen und ein Nest bauen kann, sei wider die

Natur. Was wir unsere Civilisation nennen, das ist ja nicht ein der Natur usurpiertes Gebiet: es ist nur der Teil des Naturmechanismus, den die menschliche Zweckverfolgung modificiert, kraft der naturgegebenen Fähigkeit, sich Zwecke zu setzen, die Naturerscheinungen in ihrer Gesetzlichkeit zu erkennen und zwischen ihnen jene Zusammenhänge zu ermöglichen, deren Resultat dem Menschen nützlich ist. Die Natur schliesst alles ein: Leben und Tod, Gesundheit und Krankheit, Entwicklung und Entartung, Cultur und Wildheit, das intensiveste und bewussteste Denken wie die primitiven Assimilationsprocesse. Es heisst, die schon in vielen Köpfen bestehende Unklarheit vermehren wollen, wenn man dem Complex der Erscheinungen, die wir Cultur nennen, die Natur entgegensetzt, um dann, da alles, was uns umgiebt, Cultur ist und also auch alles Böse von dieser stammt, auf jene mystische, nie und nirgends zu findende Natur zu verweisen, als könnten wir nur durch die Rückkehr in ihren Schoss gesunden.

Da hören wir immer von „unnatürlicher Lebensweise“: unnatürlich ist der Zwang des menschlichen Verkehrs, unnatürlich das Stadtleben, unnatürlich die Gehirnarbeit. Und dabei handelt es sich nicht bloss um die Verwendung eines falschen Wortes, um die Verwechslung von „unnatürlich“ und „ungesund“, sondern um ein mystisch müdes Abwenden von unserer Cultur, um eine senile Sucht nach Stillstand und Rückschritt. Es soll der Eindruck erweckt werden, als sei das gewaltige Gebilde, das wir moderne Civilisation nennen, im Marke siech und verurteilt, an sich selbst zugrunde zu gehen. Eine logische Folge dieser Auffassung ist es, dass wir den socialen Schäden, den eigentlichen Missständen unserer Civilisation, passiv zusehen, anstatt aus dem unendlichen Reichtum von Heilkraft zu schöpfen, den diese selbst in sich birgt. Wer die Civilisation als eine Krankheit, als d i e Krankheit ansieht, dem sind die Störungen des socialen Lebens nur Symptome, ihre Bekämpfung ein müssiges Beginnen. Der anachronistisch klingende Ruf nach „Rückkehr zur Natur“ ist unfruchtbar von allem Anfang

an. Andres als eine masslose Begriffsverwirrung, die er gleichsam im Extract enthält, kann nie und nimmer dabei herauskommen. Denn die Natur, zu der wir zurück sollen, eine Natur, die im Gegensatze steht zu unserer Cultur, deren können wir nirgends habhaft werden, weder in uns noch ausser uns, denn sie ist überhaupt nichts weiter als ein logischer Grenzbegriff. Der berühmte „Mensch im Naturzustande“ hat entweder nie existiert oder nie zu existieren aufgehört. In beiden Fällen ist es gleich überflüssig, uns um seinetwillen den Kopf zu zerbrechen. Was aber existiert und hundertfach verdient, dass unser Denken sich mit ihm beschäftige, das ist die Culturmenschheit, die kämpft und strebt und leidet, die Energieen birgt ohne Gleichen, und fruchtbar ist an Leben und Erkenntnis über allen Tod hinaus. Zur „Natur“ können wir der nicht verhelfen. Wohl aber zu einem höheren Masse von Gesundheit, zu einer höheren Bewusstheit in der Verwendung ihrer Kräfte, zu klarer werdender Erkenntnis des Naturmechanismus in uns und ausser uns, zum Einführen weiterer menschlicher Zwecke, mit einem Worte, zu einer höheren Civilisation.

Hier prallen geradezu zwei Weltanschauungen aufeinander. Die Menschheit auf etwas verweisen, das ihr ebenso unerreichbar ist, wie das Paradies, auf einen nebelhaften Naturzustand, das ist eine ebenso vollkommene Form socialen Pessimismus, wie es das Christentum und der Buddhismus ist. So lebensvoll sich der Naturfanatismus gebärdet, so kraftlos und jämmerlich ist er in der Nähe gesehen. Er ist gleichsam ein Projicieren der eigenen Mattigkeit und Erschöpfung in die Welt ausser uns, eine Gemütsaspiration nach Frieden und Waldesstille, in der die nervöse Abspannung derer zum Ausdruck kommt, die den Anforderungen des Culturlebens nicht mehr gewachsen sind.

Aber auch eine Verkennung des Entwickelungsganges liegt der Auffassung zu Grunde, die der Menschheit rät, ihre Cultur doch wenigstens mit etwas „Natur“ zu verdünnen, der irrtümliche Gedanke, als sei die Cultur ein vom Menschen bewusst gewählter Weg, den zurück zu gehen ihm jederzeit frei steht.

Es wird vergessen, dass an der Wiege der Cultur die unerbittliche Notwendigkeit der Selbsterhaltung gestanden hat. Infolge des beständigen Nachdrängens der Bevölkerung, das die fortschreitende Cultur durch die Verringerung der Zerstörungsursachen ermöglicht, ist bis jetzt beständig der durch den technischen Fortschritt gewonnene freie Raum sofort besetzt worden. Ein Zurückgehen auf frühere Culturzustände ist nur möglich, wenn die Bevölkerungsdichtigkeit verringert wird.

Der Rückkehr zu einer auf dem Ackerbau und kleinen Grundbesitz beruhenden Cultur, für die z. B. Laura Marholm*) eintritt, um dem Mann dem Boden und der unmittelbarsten Form der Gütergewinnung wiederzugeben, illustriert vortrefflich die vollkommene Unmöglichkeit einer Regeneration durch Abwenden von der Cultur. Sie illustriert ferner die practische Sterilität dieser Form der Betrachtung, die von den einer Culturepoche eigentümlichen Missständen, wie der modernen Nervosität und dem schweren Ringen um eine Weltanschauung ausgeht und es zu keinem anderen Ergebnis bringt, als zu dem, dass die Menschheit auf einer früheren und primitiveren Stufe, als sie noch keine Gehirnarbeit leistete und sich mit einer kindlichen Welt- und Lebensinterpretation begnügte, weder nervös noch von transcendenten Problemen geplagt war, was von vornherein ebenso klar ist, wie etwa die Thatsache, dass Analphabeten nicht am Schreibkrampf leiden. Um die Rückkehr zum Ackerbau auf der eigenen Scholle zu ermöglichen, müsste erst eine wohlthätige Pest oder irgend eine andere der Seuchen, mit der die glückliche, noch nicht mit modernem Handel und Verkehr und exacter Wissenschaft geschlagene Vergangenheit gesegnet war, mit einem tüchtigen Bruchteil der Bevölkerung aufräumen. Wir haben heute so viel Cultur, so viel Arbeitsteilung und Industrie, wie bei der europäischen Bevölkerungsdichtigkeit unerlässlich ist. Damit jeder erwachsene Mann ein Feld zu bestellen habe, das ihn und die

*) Zur Psychologie der Frau, Berlin, Dunker 1897.

Seinen nährt, müssten erst recht viele erwachsene Männer vom Schauplatze des Lebens abtreten. Und da die Natur- und Ackerbauschwärmer es auch in der Menschenproduction mit dem „Natürlichen" halten, was bedeutet, dass sich dem ackerbauenden Vater im Laufe der Jahre 10 bis 12 junge Ackerbauer — oder Töchter, die in dem anderen Zweige der Urproduction Verwendung fänden — zugesellen, ohne dass sich die entsprechenden Bodenflächen einstellen, müsste man es von der „allweisen Natur" oder anderen competenten Behörden erbitten, dass sich die regulierenden Pestilenzen möglichst regelmässig wiederholten.

Nach dieser Methode ist es leicht, sich zum ärztlichen Berater der Menschheit zu machen. Natürlich würden die Schäden des Stadtlebens mit der Stadt, des Intellectualismus mit der intellectuellen Arbeit aufhören. Schliesslich ist auch das Köpfen ein Mittel gegen Kopfschmerzen. Aber bei der Notwendigkeit, Centren des socialen Lebens zu haben, die jene Schnelligkeit des Austausches, jene Kraftersparnis der Production, jene Intensität der Arbeitsteilung ermöglichen, deren wir bei dem heutigen Bevölkerungsstande nicht entraten können, bei der Unentbehrlichkeit einer intelligenten Leitung, einer geistigen Bewältigung der Natur, deren Ausläufer auch unser theoretisches Orientierungsbedürfnis ist, kommt diese Lösung gar nicht in Betracht. In den immer vollkommener werdenden Verkehrsmitteln, also in einer der typischen Erscheinungen unserer Civilisation selbst, liegt z. B. die Möglichkeit, die Schädigung des Grossstadtlebens zu mildern. Die, die in erster Linie von ihr getroffen werden, sind die Kinder und das Volk, die einen wegen ihrer grösseren Bedürfnisse, die anderen wegen ihrer geringen Mittel. Wenn unsere Städte, anstatt von einem eisernen Ring der Speculation eingeschlossen zu sein, Arbeitervororte hätten mit niedrigen Häusern und breiten Strassen, mit Bäumen und Kinderspielplätzen, wenn unsere Fabriken den Arbeiter frei gäben, ehe er erschöpft und abgearbeitet ist, so wäre schon mit einem tüchtigen Stück Grossstadtschaden aufgeräumt.

Und wenn die, die ihr Beruf zwingt, in den Centren selbst zu wohnen, wenigstens einige Monate des Landlebens im Jahre geniessen, wenn in den besitzenden Classen nach dem Masse der Möglichkeit die Kinder auf dem Lande aufwachsen könnten, so liesse sich im Organismus ein wertvolles Gegengewicht gegen die Einflüsse der Grossstadt schaffen. Wohnungsreform, Kinderspielplätze, öffentliche Gärten, Kindercolonieen am Meer und im Gebirge — in diesen trivial praktischen Dingen steckt unendlich viel mehr Regenerationskraft als in dem noch so poetischen Zurücksehnen nach Culturzuständen, die für uns ohne Wiederkehr vorüber sind. Das „Zurück zur Natur" ist nur eine Faselei, in dem „Vorwärts zur Hygiene" steckt ein ganzes Programm. Aber der Veränderung und Vervollkommnung fähig erscheint die Civilisation nur denen, die in ihr einen normalen Ausdruck des menschlichen Kampfes ums Dasein sehen, nicht einen falschen Weg, den wir zurückgehen müssen.

Und wie man die Civilisation als eine Verirrung ansieht, so auch ihr Postulat und eine ihrer tragenden und treibenden Kräfte, die Geistesthätigkeit. Man hält sie für etwas, das der Mensch nicht zu ertragen vermag, dem sein Organismus nicht gewachsen ist und worauf die Natur schwere Strafen gesetzt hat. Auf diesem Boden steht auch Professor Moebius, der in seinem Buch über den physiologischen Schwachsinn des Weibes, die Meinung ausspricht, dass die Bildung ihre Jünger ohne Erbarmen umbringt, indem sie deren Familien auf den Aussterbeetat setzt (S. 37), dass die Wochenbetten um so schlechter, die Milchabsonderung um so geringer, die Weiber um so untauglicher werden, je besser die Schulen sind (S. 53), und der deshalb annimmt, dass es im Interesse der Menschheit liege, durch die Natürlichkeit des Weibes der Gehirncultur ein Gegengewicht zu schaffen.

Dieser Ansicht gemäss wäre die ganze aufsteigende Culturentwickelung nichts weiter als ein Vermehren des objectiven Erkenntnisschatzes der Menschheit, ohne dass sich das Er-

kenntnisorgan, die höheren Denkcentren, zu grösserer Differenciertheit heraufbildeten. Der geistige Arbeiter stünde auf verlorenem Posten. Er wäre nicht berufen, sein durch den Gebrauch gestärktes centrales Nervensystem seinen Nachkommen zu hinterlassen, und durch die Steigerung seines organischen Besitzes die dynamische Intelligenz der Menschheit zu mehren, sondern lediglich, einen Beitrag zum socialen Wissenschatze zu liefern, seine intellectuelle Energie in den Ergebnissen seiner Arbeit zu objectivieren: sociale Intelligenz zu schaffen und nicht physiologische.

Wenn dies ein der ganzen intellectuellen Entwickelung innewohnendes Gesetz wäre, so könnte man allerdings sagen, dass eine der treibenden Kräfte der Civilisation ungesund wäre. Jeder Steigerung des socialen Wissens entspräche ein Ausfall an Gesundheit und es wäre logisch, anzunehmen, dass das in hohem Masse von der Intelligenz veränderte Milieu der menschlichen Gesellschaft, das zahlreiche Anforderungen an die Hirnthätigkeit stellt, krankmachend wäre. Aber es steht dahin, ob diese Auffassung sich auf eine wesentliche, untrennbar mit der geistigen Arbeit verbundene Erscheinung oder nur auf die eigenartigen socialen Bedingungen stützt, unter denen sich das Phänomen der höchsten geistigen Potenzierung in einer gegebenen Epoche entfaltet. Heute gehen in der That die am höchsten differencierten Menschen zum grossen Teile ohne Nachkommenschaft, fast stets ohne Erben ihrer hohen Entwickelung zu Grunde. Die Gesellschaft begnügt sich, ihr Geisteserbe zum intellectuellen Collectiv-Capital zu schlagen und neues organisches Hinaufbauen aus der Mittelmässigkeit zu erwarten, dessen Ergebnis wieder in leiblicher Unfruchtbarkeit zu erlöschen berufen ist. So erwirbt sie ein gewaltiges Patrimonium, ohne eine stetige Hebung des Volumens und der Structur des Gehirns zuzulassen. Aber es handelt sich hier nicht um einen biologischen, sondern um einen socialen Vorgang, den zu modificieren sociale Einflüsse im stande sind. Solange die Neigung zur geistigen Bethätigung vereinzelt und schwach war, bedurfte

sie des gesellschaftlichen Stimulus einer hohen Wertung und die antihygienische Opferwütigkeit der asketischen Moral, die das Zuschandenarbeiten verherrlichte, hat vielleicht hier den geringsten Schaden gethan. Heute aber, wo der Drang zur geistigen Bethätigung übermächtig zu werden droht, da stellt die sociale Sanction der masslosen Geistesarbeit eine bedeutende Gefahr dar, wie es etwa die sociale Verherrlichung eines Lasters thäte. Die Zeit kommt auch schon, wo man gute Augen höher zu werten beginnt, als ein gutes Examen, wo man dem geistigen Arbeiter Verpflichtungen gegen die Rasse zuerkennt, von denen er sich nicht durch seine Forschungen loskaufen kann. Gerade die wachsende Erkenntnis lässt die Gesundheit höher schätzen. Von ihr müssen wir erwarten, dass sie die sociale Wertung der Intelligenz über den bisherigen Ausbeuterstandpunct hinweg führt zu einer auf die Zukunft gerichteten, die den ganzen Menschen hoch einschätzt und es ihm nicht zur Ehre anrechnet, wenn ihm die intellectuelle Enthaltsamkeit fehlt, an die die Gesundheit seiner Nachkommenschaft geknüpft ist.

Viel der Entartung, die wir heute an die hohe geistige Potenzierung gebunden sehen, ist unter der Ungunst der Bedingungen erworben, die die Gesellschaft dem geistigen Arbeiter bietet. Obwohl die Schädlichkeiten nicht die Lebensdauer beeinträchtigen — geistige Arbeiter sind bekanntlich sehr langlebig —, so tasten sie doch die organische Integrität an, was in der Minderwertigkeit der Nachkommenschaft zum Ausdruck kommt. Je höher hinauf, um so complicierter werden die Bedingungen, an die das vollkommene Ausreifen und die intacte Erhaltung gebunden ist. Während jede Differencierung als biologische Erscheinung sich nur erhalten kann, wenn die höhere Verletzlichkeit, die vervielfältigten Bedürfnisse ausgeglichen werden durch eine vermehrte Befähigung, Gefahren auszuweichen und Mittel zur Befriedigung zu erlangen, haben wir es beim Intellectualismus mit einer socialen Erscheinung zu thun, die eine besondere Gunst des Milieus voraussetzt. Denn der geistige Arbeiter ist nicht nur insofern ein sociales Product,

als er mit Wissenselementen baut, die die Gesellschaft sammelt und hütet, sondern mehr noch dadurch, dass er eine Form der Differencierung darstellt, die in höherem Masse an Verletzlichkeit zugenommen hat, als an Fähigkeit, sich im Kampfe ums Dasein durchzusetzen. Ein Tier in dieser Lage muss uns als entartet gelten, denn wir sehen es unfehlbar unterliegen. Der sociale Mensch erscheint uns an Bedingungen angepasst, die heute noch relativ selten sich darbieten, auf deren Vermehrung aber die Gesellschaftsentwickelung abzielt. Nichtsdestoweniger ist er thatsächlich schlechter angepasst, als der Durchschnitt, was zu Tage treten würde, wenn man die Zahl der Unterliegenden der der Sichdurchsetzenden gegenüberstellen könnte. Auch zeigt sich die unvollkommene Anpassung in der Anspannung des Geistes bis zum Missbrauch, die vielfach unmittelbar durch die Not des Lebens gefordert wird.

Es ist nicht die Gehirnarbeit als solche, es ist ihr Excess, der an den kommenden Generationen heimgesucht wird, weil er krank macht, wie jeder Excess. Daraus zu schliessen, dass der Mensch nicht zur Gehirnarbeit tauge, ist ebenso, als wollte man aus dem frühen Altern und Hinfälligwerden der Landarbeiter schliessen, die Feldarbeit sage dem menschlichen Organismus nicht zu. Vierzehn- oder sechzehnstündige Feldarbeit bei ungenügender Kost, unvollständigem Schutze gegen die Glut der Sonne und die Winterkälte sagen freilich niemandem zu, so wenig wie monatelange Nachtarbeit, beständiges Stubenhocken, dauernde Concentrierung aller Energie in den Denkprocessen, bis zur Beeinträchtigung der Lebensvorgänge in den anderen Geweben. Das Triviale: „Allzuviel ist ungesund" gilt auch hier. Und wie wir angesichts der schweren Entartungserscheinungen, die die übermässige Arbeitsbelastung in manchen ländlichen Districten zeigt, nicht von der Unnatur der Bodenbearbeitung faseln werden, und die Rückkehr zur Weidewirtschaft anraten, sondern von hygienischen Arbeitsbedingungen Besserung erwarten, so haben wir auch der zur Entartung in ihren verschiedenen Formen führenden geistigen Ar-

beit gegenüber nur in der Hygiene der Gehirnthätigkeit eine Zuflucht.

Mag sein, dass das höchste und schöpferische Denken ein krankhaftes Product ist, wie Lombroso und seine Schule lehrt, mag sein, dass der Genius immer einen Höhepunct bezeichnet, über den nicht hinausgebaut werden kann, von dem aus das Geschlecht jäh in Entartung oder Sterilität abbricht. Je weiter wir fortschreiten, je gewaltiger sich die Wissenselemente häufen, um so weniger haben wir aber von der halb unbewussten Intuition des Genius die Synthese zu erwarten, um so mehr steht sie bei der ruhigen und stetigen Arbeit des Normalen: wenn dem nicht so wäre, wenn einer ihrem Wesen nach pathologischen halbbewussten Ideenbildung das Aufsteigen von der verwirrenden Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen Thatsachen zu den grossen Inductionen möglich wäre, so stünden wir vor einem erkenntnistheoretischen Knoten, den je gelöst zu sehen die Menschheit wohl verzweifeln müsste. Wie dem auch sei: es ist nicht durch den Genius, den Heroen Carlysles oder den Uebermenschen Nietzsches, durch den die Cultur fortschreitet, nicht durch den Einzelnen, sondern durch die Masse. Auf den Schultern einer ungezählten körperlichen und geistigen Arbeiterschaft ruht der Riesenbau unserer Cultur. Ohne sie ist der Genius nichts, aber sie wirkt und schreitet fort auch ohne den Genius. Die Zunahme der Schädelcapacität in geschichtlicher Zeit setzt vollkommen ausser Zweifel, dass dem socialen Process der intellectuellen Bereicherung ein physiologischer Process parallel geht, der langsamer ist, weil er die höchsten Differencierungen nicht verwerten kann. Neben der Uebung des Gehirns, die auf den Aussterbeetat setzt, finden wir jene, die die langsame structurelle Verfeinerung und Vermehrung des Volumens im Gehirn des Culturmenschen geschaffen hat und weiter schafft.

Unsere Civilisationsmüden wittern überall Entartung und Fäulnis. Der moderne Culturmensch erscheint ihnen schwach, entwurzelt, nur durch eine heroische Cur überhaupt zu erhalten.

Und sie sehen nicht oder wollen nicht sehen, welche Athletenarbeit er täglich bewältigt. Wohl keine frühere Cultur hat von breiten Bevölkerungsschichten eine ähnliche Ausgabe an nervöser Kraft gefordert. In seinem Buche über die „Nervosität in America" spricht G. M. Beard*) davon, dass, während der Wilde nicht über den heutigen Tag hinausdenkt, der moderne Americaner immer von drei Fragen gehetzt werde: wie bring ich mich und die Meinen durch? wer wird unser nächster Präsident sein? was wird aus uns nach unserem Tode? In diesen drei Fragen, die uns in dieser Zusammenstellung grotesk anmuten, kommt recht gut die verschiedenartige Bürde zum Ausdruck, die jeder moderne Mensch trägt. Einmal die Sorge um das materielle Fortkommen, die fast im gleichen Verhältnis zur Voraussicht wächst, die Anspannung im Daseinskampfe die wachsende Intensität der Bedürfnisse. Dann die Teilnahme an den grossen Fragen des Gesellschaftslebens, die natürlich weit über das Interesse an einer Präsidentenwahl hinausreicht und in dem Masse zunimmt, wie sich der sociale Austausch, der physische und psychische Contact von Mensch zu Mensch, das, was Durkheim mit einem glücklichen Ausdruck die moralische Bevölkerungsdichtigkeit nennt, verstärkt und mehrt. Endlich die Fragen nach dem Wie und Warum des Daseins, das quälende und ängstigende Suchen nach einer Weltanschauung, das im allgemeinen den Zeiten eigen ist, wo die Kritik das Ueberkommene zersetzt und das Herbeischaffen neuer, dem misstrauischen Erkenntnisbedürfnis genugthuender Wissenselemente gleichsam die besten Denkkräfte absorbiert. Schwerer als in der modernen Gesellschaft dürfte dieses Ringen keiner Zeit gewesen sein, weil nie eine Zeit skeptischer war als unsere, weil der Mensch vielleicht nie erbarmungsloser sich den Selbstbetrug verwehrt hat als heute. Die Glaubenslosigkeit der vierziger Jahren, der Blütezeit der Kraftstoffelei und des philosophischen Materialismus, war der reine Dogmatismus im

*) Italienische Ausgabe, Verlag S. Lapi, Città di Castello 1888.

Vergleich zur heutigen mit ihrer kindlichen Daseinsenträtselung, die sich keine Frage hinter der Frage stellte und den unheilbaren Erkenntnisproblemen kühnlichst aus dem Wege ging.

Und wenn die Menschheit mit all dem fertig wird, oder doch all das aushält, mit welchem Recht nennt man sie entnervt und schwach, da sie sich einer bisher noch keinem Geschlechte gestellten Kraftprobe gewachsen zeigt? Dass die Zahl der Irren und Selbstmörder steigt, dass wir das anachronistische Schauspiel einer Rückkehr zum Mysticismus, einer Form des intellectuellen Selbstmordes erleben, dass die Zahl der Unterliegenden gross ist — das ist allerdings eine directe Folge unserer intensiven Cultur.*) Aber man wähne doch nicht, dass es in früheren Culturepochen, deren Pulsschlag träger war, idyllisch zuging. Die Thatsache allein, dass heute die Bevölkerung wächst, wie nie zuvor, zeigt, dass die früheren Lebensbedingungen schärfer ausmerzten. Die Menschen wurden nicht nervös, sie starben an Pest, Blattern und Aussatz, sie wurden nicht Selbstmörder, der Krieg und der religiöse Fanatismus nahmen ihnen das Morden ab.

Eben der starke Bevölkerungszuwachs schliesst es ein, dass jede neue Generation eine neue Aufgabe mit sich bringt, die sie auch meistert, indem sie immer weiter die äusseren Lebensbedingungen umgestaltet, was natürlich einen Kampf bedeutet, in dem es Tote und Verwundete giebt. Aber was den

---

*) Wenn die äusseren Bedingungen eine geringe Stetigkeit zeigen, ist der Tribut, der der Entartung gezahlt wird, stets sehr hoch. Wo viel Entwickelung ist, ist viel Entartung. Eine feste Grenze zwischen beiden ist überhaupt nicht zu finden. Die Grundlage für beide bildet die Reaction auf äussere Einflüsse, die den Organismus und seine Function modificieren. Wenn die so erworbene Modification der Lebenstüchtigkeit des Einzelnen oder seiner Nachkommen Eintrag thut, sprechen wir von Entartung, im anderen Falle von Entwickelung. Dieselbe Modification kann degenerativ oder evolutiv sein; womit natürlich nicht gesagt werden soll, dass es keine Modification giebt, die nicht immer und absolut unter den Begriff der Entartung fiele.

Culturmenschen zum beständigen Modificieren seiner Umgebung zwingt, das ist selbst ein Ausdruck seiner Sieghaftigkeit: es ist der Druck der Bevölkerung, der Zuwachs an Menschen. Das Individuum macht einen Anpassungsprocess durch, der besonders sein Nervensystem in hohem Grade anspannt, aber dieser wird von ihm nur gefordert, weil die Gattung in von keinem Tier erreichten Masse den äussern Schädlichkeiten zu begegnen vermag.

Es ist eine Function der Cultur — man könnte auch sagen: die Function — einen immer grösseren Bruchteil von Leben zu erhalten. Die Schädigungen, die die Cultur einschliesst, sind nicht neue Zerstörungsquellen, die der Fortschritt freilegt, sondern es ist derselbe Quell, der unvollkommen verschüttet ist und sich neue Wege bahnt. Wenn sich im Gefolge der Cultur neue Gebrechen und Krankheiten einstellen, so sollte man, anstatt sich nach einem imaginären Naturzustand zu sehnen, in ihnen das sehen, was sie in der That sind: ein relativ leichter Tribut, durch den eine schwere Leistung abgelöst wird. In der Tierwelt ist das Zugrundegehen die Regel.

Man darf bei einer Wertung der Cultur nicht ausser acht lassen, dass der Anpassungsprocess der Menschheit nicht immer den jetzigen Grad von Schärfe behalten wird. Die Cultur trägt die Mittel in sich, den sie begleitenden Zerstörungsursachen zu steuern. Ihre Schädigungen liegen nicht jenseits der Grenze, die die technische Bewältigung der Umgebung der Menschheit steckt. Unfreiheit, Krankheit und Ueberarbeit, die traurige Basis des Gesellschaftsbaues, sind nicht notwendige Vorbedingungen der Cultur.

Und es ist die intellectuelle Potenzierung, jene Geistesarbeit, von der man winselt, sie mache uns nervös, die allein den Menschen zur Gesundung führen kann — zu dem, was für den Culturmenschen Gesundheit ist. Die complicierten Bedingungen, an die das intacte Zustandekommen der höchsten Menschheitsformen gebunden ist, zu erforschen, die Gesetze der Vererbung zu ergründen und auf den Forderungen des wissen-

schaftlich Erkannten eine sociale Moral aufzubauen, die dem Einzelnen möglichst leicht, möglichst erreichbar zu machen, der Erziehungskunst obläge und einer praktischen Gesellschaftswissenschaft — das ist die Aufgabe, die der Geistesarbeit zu bewältigen bleibt, und die weit fruchtbarer ist, als irgend eine, die sich bisher die Menschheit stellen konnte.

Die Cultur bringt nicht um, die Cultur erhält; sie erhält und nährt und bringt zur Reife ungezählte Keime, die ohne das bewusste Eingreifen des Menschen dem Verkümmern und dem Tode verfielen.

Es ist wahrhaftig nicht alles zum Besten in der besten der Welten: mit hohem Preis hat die Menschheit jeden Schritt vorwärts bezahlt. Auch die Cultur verkrüppelt viele, überlastet viele, richtet viele zu Grunde. Aber das, was ihr wesentlich ist, die immer engere und innigere seelische Verknüpfung der Individuen, die in der wachsenden Sensibilität unserer Nerven eine physiologische Basis hat, macht mit fortschreitender Entwickelung das Gedeihen des Einzelnen immer mehr zur Sache der Gesamtheit. Im Leben der Tierarten ist das Individuum nichts, die Art alles; im menschlichen Gesellschaftsleben ist die hohe Wertung des Gedeihens und Wohles des Individuums der Grundbedingung und Folge zugleich der aufsteigenden Entwicklung. Was der von menschlichen Zwecken unbeeinflussten Natur eigen ist, ist eine masslose Verschwendung von Keimen, das Verdorren und Veröden einer gewaltigen Menge von Leben im Einzelnen und in der Art. Dagegen läuft alle Cultur darauf hinaus, ein Maximum von Lebensentfaltung zu erzielen.

Nun mag man fragen: was ist es denn um dieses Leben, dass wir mit immer mehr Gier nach ihm greifen sollen? Was erwerben wir anders, je mehr wir frei werden vom materiellen Kampfe, von der Gebundenheit des niederen Geschöpfes, als uns Auge in Auge zu finden mit den grossen Problemen, die uns dann überwältigend und unerträglich erscheinen werden? Darauf habe ich nicht zu antworten. Die Frage nach dem Werte des Leben ist rein praktisch: jeder Einzelne muss sie für sich allein

lösen. In allem, was wir thun, setzen wir stillschweigend voraus, dass das Leben ein Gut sei. Ohne diese Voraussetzung hängt jede Discussion über die Cultur in der Luft und wird zur müssigen Gedankenspielerei. Ich bin hier ausgegangen von der Ansicht derer, die glauben, unsre moderne Cultur liege hemmend auf unserer naturgebenen Eigenart, aufreibend und krankmachend, und die von diesem Standpunct aus die Postulate unserer Civilisation werten. Die Gegner der Frauenfrage pflegen ihre Abneigung gegen die moderne Cultur nur gelegentlich einzuflechten und sich zeitweise hinter sie zu verschanzen. Es scheint mir dies der Klarheit der Discussion sehr wenig förderlich. Hier gilt es, ja zu sagen oder nein. Wens nach dem Mittelalter oder meinetwegen nach vorsintflutlichen Perioden zurückzieht, wer meint, die Culturmenschheit gehe einen falschen Weg, der sage es offen und gehe von diesem Standpunct aus in seiner Kritik der Frauenfrage, wie in seinen praktischen Vorschlägen. Aber sich als Reserve, wenn man in die Enge getrieben ist, ein skeptisches Absprechen über den Wert der Cultur aufzuheben, das in der übrigen Gedankenentwickelung wieder verschwindet — das ist ein taktischer Kunstgriff, den es besser ist, bei seite zu lassen.

Wir gehen im folgenden von dem Gedanken aus, dass die Culturentwicklung in ihren grossen Linien — Arbeitsteilung, Intellectualismus — notwendig ist, und innerhalb dieser Grundlinien, in der Art der Verteilung des collectiv Notwendigen oder Möglichen der menschlichen Zielverfolgung einen immer grösseren Spielraum gewährt. Demgemäss gilt uns als anstrebenswert alles, was den Gang der Culturentwicklung zu beschleunigen vermag.

III. Fruchtbarkeit und Cultur.

Die ganze gesellschaftliche Entwickelung kann als ein fortschreitendes Entlasten vom Kampfe um die elementaren Lebensbedingungen aufgefasst werden. Aller menschliche Fortschritt ist gebunden an die Erleichterung der Nahrungsbeschaffung und an die Sicherung des Lebens vor Gefahren.

Beim Menschen teilen sich die beiden Geschlechter in die Verrichtungen, die im Dienste der beiden Grundtriebe, sich zu erhalten und fortzupflanzen, stehen: der Schwerpunct der Thätigkeit des Mannes liegt in der Beschaffung der Existenzmittel, der des Weibes in der Sorge für die Nachkommenschaft.

Die menschliche Naturbeherrschung, die die Gewinnung der Existenzmittel erleichtert und Gefahren ausschaltet, entlastet den Mann als Ernährer und bietet die Möglichkeit, die Frau als Gebärerin und Pflegerin der Nachkommenschaft zu entlasten. Jede Erfindung, die die Erde dem Menschen ausgiebiger macht, erleichtert die Beschaffung der individuellen Existenzbedingungen, jede Vermehrung des Schutzes vor den elementaren Zerstörungsursachen, jeder Fortschritt der Gesundheitslehre, jede Hebung der socialen Lage — die mit der leichteren Erreichbarkeit der Existenzbedingungen zusammenfällt — erleichtert die Unterhaltung der Artexistenz oder könnte sie erleichtern.

Ein Rückblick auf die Geschichte zeigt uns, dass die Entlastung des Mannes viel früher einsetzt, als die des Weibes. Es ist die Vorbedingung jeder Cultur, dass die Energie des Mannes nicht mehr ohne Rest aufgehe in dem Kampf um die elementaren

Lebensbedingungen. Aber diese Vorbedingung hat nicht im geraden Verhältnis zum technischen Fortschritt an Bedeutung gewonnen: alle antiken Culturen, deren Geschichte nur als die Geschichte ihrer herrschenden Classen auf uns gekommen ist, beruhen mehr auf der Beherrschung des Menschen, als auf der der Natur. Sie setzten also einen gewaltigen Verbrauch an Menschenmaterial voraus. Der Erleichterung der Existenzbeschaffung, die sie für die herrschenden Classen gewährten, ging keine Verminderung der Fährlichkeiten parallel. Obwohl wir nur sehr wenig über die Bevölkerungsbewegung in den antiken Staaten wissen, müssen wir annehmen, dass sie sich nur durch eine hohe Fruchtbarkeit aller Schichten erhielten. Mit dem Sinken der Fruchtbarkeit begann der Verfall.

Erst die auf dem modernen Industrialismus beruhende Cultur hat die individuelle Erhaltungsfähigkeit derart gesteigert, dass die Bedingungen für eine Reduction der Fruchtbarkeit gegeben erscheinen. Die ungeheure Vermehrung der Bevölkerung in Europa ist der klarste Ausdruck dieser Thatsache. Wie die Ersetzung der Muskelkraft durch mechanische Kraft den Mann als Ernährer und Erhalter entlastet, so entlastet der allgemeine Culturfortschritt, der die negativen und positiven Zerstörungsursachen reduciert, das Weib als Gebärerin und Pflegerin der Nachkommenschaft.

Wie der Mensch sich nährt, um sein Einzeldasein zu erhalten, so pflanzt er sich fort, um das Artdasein zu fristen. Es handelt sich darum, Ersatz zu stellen für Verluste. Die von Zola versuchte Apotheose der Fruchtbarkeit als etwas Gutem und Preiswürdigem an sich verdient, auf eine Linie gestellt zu werden mit der Verherrlichung einer ungeheueren Esslust, ohne Rücksicht auf den organischen Verbrauch. Die Nahrungsaufnahme regelt sich nicht nach dem Masse der Verdauungskraft, sondern nach dem Bedürfnis des Organismus, seine Ausgaben zu decken. Es ist logisch, es mit der Fortpflanzung ebenso zu halten. Wenn eine Gesellschaft die Zahl der Todesursachen vermindert, so lässt sie eine Verminderung der Fruchtbarkeit zu.

In der Tierwelt sehen wir, dass jedes Weibchen während der Zeit seiner Zeugungsfähigkeit beständig trägt oder Junge säugt und erzieht. Von den Gegnern der Frauenbewegung wird auf diesen „Naturzustand" hingewiesen, als auf das Urbild der weiblichen Function. Diese Auffassung der menschlichen Fortpflanzung stellt das Weib ausserhalb des Culturgebietes, will ihm keine Entlastung in seinem Dienste der Art zuerkennen; sie löst aber auch gleichzeitig die menschliche Fortpflanzung aus der gesetzlichen Continuität, die in der Vermehrung aller organischen Wesen zum Ausdruck kommt. Denn wo immer wir Leben sehen, finden wir, dass mit der individuellen Erhaltungsfähigkeit die Fruchtbarkeit sinkt, dass die wachsende Fähigkeit, dem Tode zu entgehen, durch die sinkende Fähigkeit, Leben zu geben, compensiert wird.

In seinen Principien der Biologie hat Spencer*) die allgemeinen Gesetze, denen die Fortpflanzung der Lebewesen unterliegt, mit grosser Uebersichtlichkeit dargelegt. In der Scala der organischen Entwickelung sehen wir eine Reduction der Fruchtbarkeit mit der fortschreitenden Differenciertheit Hand in Hand gehen. Es besteht ein Antagonismus zwischen individueller Entwickelung und Fruchtbarkeit, zwischen Individuation und Genese. Je höher das Individuum in Bezug auf Volumen und Structur seines Organismus steht, um so grösser ist der physiologische Kraftaufwand, den die Erzeugung und das Aufziehen eines Sprösslings die Eltern kostet: um so mehr plastische Energie ist für die Bildung des Individuums nötig, um so länger ist das junge Tier auf den mütterlichen Organismus und die elterliche Fürsorge angewiesen, um so geringer ist also die von jedem Paare während seiner Zeugungsfähigkeit gezeugte Nachkommenschaft. Desgleichen bleibt den Arten, die eine grosse Intensität der Lebensfunctionen haben, weniger Kraft für die Fortpflanzung übrig: wenn ein Tier nur durch besondere Stärke, besondere Behendigkeit oder Intelligenz sich selbst erhalten kann,

*) Principles of Biology, Bd. II, Sechster Teil.

muss es mit einer geringeren Summe für seine Fortpflanzung auskommen. Es ist leicht, sich durch einen Blick auf die Tierwelt von der Allgemeinheit dieses Verhältnisses zu überzeugen.

Im Daseinskampfe erhalten konnten sich nur die Arten, die den Verlust an Fruchtbarkeit durch die gesteigerte Fähigkeit der individuellen Erhaltung wett machten. So lange jede Generation den Ersatz für die vom Tode weggerafften Glieder stellt, ist der Bestand der Art gesichert. Ob auch Ernährung Klima, die Art der Fortbewegung und andere Umstände die Fruchtbarkeit modificieren, so kann diese doch nie unter die bezeichnete Grenze sinken, ohne das Verschwinden der Art nach sich zu ziehen, wie sie nicht über das durch den jeweiligen Grad der Individuation bestimmte Mass hinaus kann.*)

Die ungeheure Fruchtbarkeit der niederen Tiere, die diese den Zerstörungsursachen entgegenstellen, denen gegenüber die Einfachheit ihrer Organisation sie individuell schutzlos lässt, geht dem höheren Tiere unfehlbar verloren. Dieses muss seine an Zahl geringe Nachkommenschaft in seinem Blute und mit seiner Milch nähren, mit seiner Intelligenz schützen und leiten, um die vom Tode gelichteten Reihen füllen zu können, während die niedern Organismen millionenweise Keime auswerfen, die keinerlei andere Chancen des Ueberlebens haben, als die ihrer gewaltigen Zahl. Was das Individuum schützt und in den Stand setzt, mit Kraft, Behendigkeit und Intelligenz seine Erhaltung zu sichern, das beschränkt seine Fähigkeit, die Erhaltung der Art durch seine grosse Fruchtbarkeit zu sichern. So stellt sich bei den Tieren automatisch das Gleichgewicht zwischen Geburt und Tod her.

*) Vom Menschen kann man sagen, dass er die durch die Höhe seiner Organisation seiner Fruchtbarkeit gesteckte Grenze überschreitet, insofern beim menschlichen Weibe die Schwangerschaften sich vielfach in kürzeren Abständen folgen, als dies die Säugung der Kinder normalerweise zulassen sollte.

Auch für den Menschen besteht der Antagonismus zwischen Individuation und Genese. Seiner hohen Entwickelung entsprechend, ist er — nach dem Elefanten — das unfruchtbarste aller Tiere. Während sich aber für die Tiere automatisch eine Reduction der Fruchtbarkeit vollzieht, sobald die individuelle Erhaltungsfähigkeit wächst, eben weil diese vermehrte Erhaltungsfähigkeit gebunden ist an eine Vermehrung des Volumens, der Structur oder der functionellen Intensität, die die Reproduction mit grösserem Kraftaufwande verbindet oder die für sie disponible Summe vermindert, stellt sich das Gleichgewicht zwischen Fruchtbarkeit und Erhaltungsfähigkeit beim Menschen nicht in vollem Masse her. Und das, weil der Mensch seine Erhaltungsfähigkeit mehrt, ohne entsprechend seine organische Differencierung oder seine Functionen zu steigern, weil er ausserhalb seines Organismus Kraft accumuliert, als Werkzeug, Kenntnisse, Methoden, mit denen er sein Leben nährt und schützt, ohne sie aus dem Fonds seines Körpers zu bezahlen. Als sociales Wesen hat der Mensch ein ungeheures Reservoir von Errungenschaften, die alle lebenerhaltend sind, um geringen Kraftaufwand zur Verfügung. Auch das Tier ist nicht losgelöst von der Vergangenheit, deren Erbteil ihm als Instinct zur Seite steht, aber im Vergleich zum socialen Patrimonium des Menschen ist die erübrigte Ersparnis äusserst gering. Jeder Mensch tritt durch die blosse Thatsache seiner Geburt ein unermesslich grosses Erbe an materiellen und ideellen Mitteln zur Erhaltung des Lebens an, deren Nutzbarmachung seinen Organismus wenig kostet.

Er findet ein im Hinblick auf die Existenzbedingungen seines Organismus modificiertes Milieu vor, in Werkzeugen und Maschinen aufgespeicherte Kraft, einen Schatz überlieferter Erfahrung, den Schematismus der Sprache, der Logik und Methode, social verarbeitete Wissenselemente, die ihm leicht assimilierbar sind, während das Tier nur wenige sich gleich bleibende Erfahrungen zu übertragen vermag und seine ganzen Kenntnisse aus dem Rohstoffe der Ereignisse gewinnen muss, wie es

die Nahrung aus den Rohstoffen der Materie zieht, ohne sie einem Assimilationsprocess ausserhalb seines Körpers unterwerfen zu können.

Deshalb ist das Verhältnis zwischen dem physiologischen Kraftaufwand und der erzielten Sicherung des Lebens beim Menschen unvergleichlich viel günstiger, als bei irgend einem anderen Tier. Und wie die functionelle Ausgabe nicht der Erhaltungsfähigkeit proportional gewachsen ist, so gilt dasselbe von der organischen Differenciertheit. Man denke an die Fortschritte der Gesundheitslehre im Laufe der letzten 50 Jahre und an die bedeutende Ausschaltung der Todesursachen, die sie im Gefolge gehabt haben. Es wäre absurd, anzunehmen, diese Fortschritte seien an eine entsprechende Bereicherung unserer Hirnstructur, an eine in der ganzen Rasse fühlbare Steigerung der Differenciertheit, der Individuation, gebunden. Was sich bereichert und differenciert hat, ist gewissermassen ein sociales Gehirn, das gegen eine geringe Abgabe von Nervenkraft von seiten des Individuums zu Gunsten der individuellen Erhaltung functioniert.

Das Individuum ist also nicht nach dem Masse des erzielten Resultates belastet: die automatische Reduction der Fruchtbarkeit hat aber nur die effective Differencierung zur Basis, nicht ihre durch die sociale Organisation gesteigerte Nützlichkeit. Die automatische Regelung, die jeden Fortschritt in der Sicherung des Lebens compensiert durch einen Rückschritt der Fruchtbarkeit, bleibt also beim Menschen unvollkommen, eben weil der sociale Mensch über das Mass seiner organischen Compliciertheit hinaus fähig ist, den Zerstörungsursachen des Milieus zu begegnen.

An ihre Stelle tritt in den Classen, denen die Culturerrungenschaften am leichtesten zugänglich sind, eine systematische Beschränkung der Fruchtbarkeit. Nicht als eine vereinzelte Erscheinung, die sich als eine an politische oder wirtschaftliche Organisation, an Rasseeigentümlichkeiten gebundene Verirrung abthun liesse, sondern als allgemeines, den Charakter strenger Gesetzmässigkeit tragendes Phänomen.

In den grossen Städten, die sich am besten für statistische Stichproben eignen, weil ihr Thatsachenmaterial die beste statistische Bearbeitung erfährt, sehen wir eine ungeheure Kluft zwischen der Fruchtbarkeit der armen und der reichen Stadtviertel. Wir verdanken genauere Daten einer trefflichen Studie von Bertillon *), die feststellt, dass z. B. in Berlin in den Jahren 1886 bis 1894 in den ärmsten Standesämtern auf 1000 Frauen im Alter von 15 bis 50 Jahren im Jahresdurchschnitt 157 Geburten kamen, gegen 47 in den reichsten Standesamtsbezirken.

*) Die Angaben beziehen sich für Berlin auf die Jahre 1886 bis 1894, für Paris auf 1889—1893, für Wien auf 1890—1894 und für London auf 1881—1890. Zu Grunde gelegt ist die kleinste administrative Einheit der Städte: der Standesamtsbezirk in Berlin, das Arondissement in Paris, der Bezirk in Wien, der District in London Um diese Einheiten nach dem Grade ihrer Wohlhabenheit zusammenzu fassen, verwandte Bertillon verschiedene „Wohlstandsthermometer" Den mittleren Wohnungspreis pro Einwohner, die mittlere Bewohnerzahl auf 1 Raum, die Verhältniszahl der übervölkerten Wohnungen für Berlin, die Zahl der Dienstboten auf 1000 Haushälte, die Zahl der Ehecontracte auf 1000 Eheschliessungen, die Zahl der in übervölkerten Wohnungen lebenden Personen, der Arbeiter und der Almosenempfänger auf 1000 Bewohner für Paris, dieselben drei letzten Kriterien für Wien, die Verhältniszahl der Armen für London. Für Berlin, Paris und Wien sind die Totgeborenen in der Geburtenzahl einbegriffen; die Angaben für Wien beziehen sich nur auf die legitime Natalität. Es ergiebt sich so für die vier Grossstädte folgendes Verhältnis:

	Berlin	Paris	Wien	London
in der ganzen Stadt	102	79	153	109
„ den sehr armen Bezirken	157	108	200	147
„ „ armen Bezirken	129	95	167	140
„ „ wohlhabenden Bezirken	114	72	155	107
„ „ sehr wohlhabenden Bezirken	96	65	153	107
„ „ reichen Bezirken	63	53	107	87
„ „ sehr reichen Bezirken	47	34	77	63

Bulletin de l'Institut Internationale de Statistique Bd. XI, 1. Lieferung. St. Petersburg 1899. S. 163 bis 176. J. Bertillon „La Natalité selon le degré d'aisance."

In Paris steht die Geburtenzahl der ärmsten Arrondissements zu dem der reichsten wie 108:34, in Wien wie 200:71; verhältnismässig am niedrigsten ist der Abstand in London: hier haben die ärmsten Districte 147 Geburten, gegen 63 in den vorwiegend von Reichen bewohnten Vierteln. Und diese Erscheinung ist nicht auf die Stadt beschränkt, sondern tritt klar in der Gegenüberstellung beliebiger anderer Einheiten, Districte, Provinzen, Landschaften zu Tage, so in den Schweizer Cantonen, wie in den italienischen Provinzen.*)

Dass es sich hier um eine willkürliche Beeinflussung der Fruchtbarkeit, nicht um eine physiologische Reduction**) handelt, ist von verschiedenen Autoren zur Genüge dargethan worden. Am meisten ausschlaggebend ist hier wohl die constante Beeinflussung des Natalitätscoefficienten durch die Form des Bodenbesitzes, sein Steigen bei Grossgrundbesitz und sein Sinken bei Kleingrundbesitz, die einzig als ein bewusstes Eingreifen des Menschen zu erklären ist, man wolle denn eine Umgestaltung des physiologischen Haushaltes durch die Besitzform annehmen.***)

*) Ueber italienische Verhältnisse vergl. G. S. Del Vecchio: Su gli analfabeti in Italia, 2 Essays (Bologna 1894 und 1895).

**) Dass auch eine physiologische Reduction unter dem Einfluss der Cultur stattfindet, ist a priori mehr als wahrscheinlich. Für sie ist es aber ausserordentlich schwer, Beweise beizubringen, weil sie sich weder von der willkürlichen Verminderung noch von dem pathologischen Rückgange der Fruchtbarkeit trennen lässt. Der einzige Beweis für diese physiologische Reduction, der der Statistik zu entnehmen wäre, scheint mir die aus dem statistischen Jahrbuch für Schweden zu entnehmende Thatsache zu liefern, dass in den städtischen Bezirken die Zwillingsgeburten weit seltener sind, als in den ländlichen Bezirken. (Bidrag till Sveriges Officiela Statistik, Befolkeningsstatistik. Stockholm; ich habe die nach 1897 erschienenen Bände nicht einsehen können.)

***) Diese Erscheinung war den Schriftstellern, die im XVIII. Jahrhundert die Bevölkerungsfrage behandelten, unbekannt und scheint den heutigen Kleingrundbesitzschwärmern à la Marholm noch jetzt unbekannt zu sein. In einem Essay über die Bevölkerungsfrage aus dem Jahre 1783 empfiehlt z. B. ein italienischer Autor die

Diese systematische Regelung, die die menschliche Fortpflanzung nach demselben Grundsatze regelt, den wir aus der automatischen Reduction der tierischen Fruchtbarkeit ablesen, wird vielfach als ein Absterbeprocess der höchsten Spitzen des socialen Baumes aufgefasst. Man zieht Analogieen aus der Zeit des griechischen und römischen Verfalls herbei, um diese Ansicht zu stützen, und vergisst, dass man den Fruchtbarkeitscoefficienten einer Periode, eines Volkes oder einer Classe im Verhältnis zu den Todesursachen betrachten muss, denen sie ausgesetzt sind. Ein deutscher Forscher sieht die Verminderung der Geburtenzahl geradezu als das Kennzeichen der Entartung an.*) Meines Erachtens stehen wir hier einer Anpassungs-, nicht einer Entartungserscheinung gegenüber.

Ich bin weit davon entfernt, leugnen zu wollen, dass die freiwillige Beschränkung der Nachkommenschaft in einem bedeutenden Bruchteil der Fälle Ausdruck der Degeneration ist. Aber auch diese Fälle verdienen nicht den Geifer, mit dem man sie von verschiedenen Seiten so reichlich bedenkt, weil sie ein rationelles Autocorrectiv der Entartung darstellen, bei dem Individuum und Gesellschaft nur gewinnen können. Der Wunsch, in seinen Kindern weiterzuleben, ist übermächtig in jedem gesunden Menschen. Verrückte Erziehung, Ehrgeiz, Genusssucht können ihm nichts anhaben: er ist geschützt und genährt durch das ganze gesunde Triebleben, dessen Mittelpunct er darstellt. Veröden kann dieser Wunsch nur aus einem Verarmen und Entarten des ganzen Organismus heraus. Erst im kranken In-

---

Zerstückelung des Bodens zur Hebung der Geburtenzahl. (F. Cerirua, Altre idee sulla popolazione. Florenz MDCCLXXXIII.) Aber schon Engel und Wappäus hatten es als ein allgemeines Gesetz bezeichnet, dass „die Staaten mit den niedrigsten Geburtenziffern vorwiegend ackerbautreibende" seien, wobei sie dem Ackerbau als solchen der Industrie gegenüber einen Einfluss zuschrieben, der dem Kleingrundbesitz dem Lohnarbeitertum gegenüber zukommt.

*) Adolf Gottstein, Allgemeine Epidemologie, Wigand, Leipzig 1897.

dividuum — es mag nun seine Krankheit offen zur Schau tragen oder nicht — ist er überhaupt antastbar. So absurd es ist, anzunehmen, dass ein gesunder Mensch auf einmal auf den Gedanken kommen könne, die Nahrung zu verweigern, so absurd ist es auch, bei voller Integrität aller Functionen den freiwilligen Verzicht auf Nachkommenschaft für möglich zu halten. Dieser ist immer ein Zeichen, dass etwas faul ist oder verdorrt. Wenn der elementarste und älteste, weil jedes höhere Leben bedingende Instinct unter dem Einfluss der Umgebung so leicht schwankend und irr würde, so wäre wohl längst der Tod Herr geblieben über das Leben.

Der Nachkommenschaft der physiologischen Bankrotteure braucht die Gesellschaft keine Thränen nachzuweinen. Giebt's doch der Krankheit, Unfähigkeit und Jämmerlichkeit ohnehin soviel! Anstatt über den präventiven Geschlechtsverkehr zu jammern, sollte man ihn preisen für all die Not und Qual, die er ungeboren lässt.

Aber neben dieser Beschränkung aus einer physiologischen Störung oder Erschöpfung heraus, scheint mir eine willkürliche Regelung der Geburtenzahl immer weiter um sich zu greifen, die nichts Krankhaftes hat, sondern darauf beruht, dass der Mensch, als das voraussehende Tier, seine Fruchtbarkeit nach dem Masse der zum Aufbringen der Kinder disponiblen wirtschaftlichen, leiblichen und seelischen Kraft einschränkt. Lassen wir hier die wirtschaftliche Kraft bei seite, deren Insufficienz auf eine krankhafte Beschaffenheit des ökonomischen Lebens zurückgeführt werden könnte, und betrachten wir die psychische und nervöse Ausgabe für das Aufziehen der Nachkommenschaft. Wenn diese grösser geworden ist, so dass heute eine Incongruenz besteht zwischen der potentiellen Fruchtbarkeit und der

*) Die im folgenden behandelte Frage habe ich schon an anderer Stelle berührt. (Vgl. No. 24 des IX. Jahrg. der „Zukunft"). Die obigen Ausführungen stellen zum Teil eine Wiederholung des dort Gesagten dar.

elterlichen Fähigkeit, den Kindern die notwendige Sorgfalt angedeihen zu lassen, so ist das eine Folge der veränderten Lebensbedingungen. Diese haben den Menschen nicht zu einer Differenciertheit geführt, die eine automatische Reduction der Fruchtbarkeit bedingt, indem sie die rein physiologische Ausgabe für das Tragen, Gebären und Säugen wesentlich vermehrte; wohl aber verbinden sie die Function des Grossziehens der Kinder mit einem unvergleichlich viel grösseren Kraftaufwande. Daraus folgt ein Missverhältnis zwischen leiblicher und seelischer Fruchtbarkeit, zwischen der Mutterschaft als animalischer und der Mutterschaft als menschlicher Function.

Die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl erscheint mir als ein normales Mittel, diese Incongruenz zu beseitigen und gleichzeitig die menschliche Fortpflanzung in demselben Sinne zu regeln, wie sich die der niedern Arten automatisch regelt. Nur dass sich diese Regelung bewusst und auf der Basis der psychologischen Kraftausgabe vollzieht, während sie in der Tierwelt automatisch ist und den Ueberschuss an plastischer Energie zur Grundlage hat.

Dass die Fähigkeit, zu gebären, sich nicht deckt mit der, die Nachkommen aufzuziehen, mag manchem als die unzweideutige Bankrotterklärung des modernen Weibes erscheinen. Jedes Tieres Kräfte langen hin, seine Kinder aufzuziehen — erst die wissenschaftliche Bildung und höhere Intelligenz richtet den Menschen so zu, dass er das nicht mehr fertig bringt. Diesen Spott hat man billig, ebenso billig wie etwa den, dass jedem Tier sein Pelz sitzt, während der Mensch oft schlecht sitzende Anzüge hat, die noch dazu bald zu heiss und bald zu kalt sind, oder den, dass jedes Tier sein Futter findet, während der Mensch, ohne Werkzeug und Gehilfen im Urwalde verlassen, trotz seines complicierten Gehirns und seiner Naturerkenntnis elendiglich verhungern müsste. Wer sich aber die Mühe giebt, einen Blick auf die Lebensbedingungen der modernen Gesellschaft zu werfen, der sollte, scheint mir, leicht zu der Ueberzeugung gelangen, dass in der Incongruenz zwischen Fruchtbarkeit und der zur Erhaltung

der Geborenen verfügbaren psychischen Kraft keinerlei Entartung und Schwäche zum Ausdruck kommt, so wenig als ihre Folgeerscheinung, die Beschränkung der Kinderzahl, Entartung und Schwäche im Gefolge haben muss.

Das Milieu, in dem der Culturmensch aufwächst, kann in keiner Weise als seiner gesunden Entwickelung besonders förderlich gelten. Wenn die auf dem Industrialismus beruhende Cultur im Gegensatz zu allen früheren Culturen durch einen geringeren Menschenverbrauch gekennzeichnet ist, so darf man sich nicht verhehlen, dass sie dem Erwachsenen günstiger ist als dem Kinde. Die grosse Agglomeration der Bevölkerung namentlich trifft weit schwerer den heranwachsenden als den gereiften Organismus. Auch ist nicht zu vergessen, dass die Compliciertheit und Wandelbarkeit des Culturmilieus das Kind ausser stande setzt, mit ererbten instinctiven Reactionen auch nur teilweise auszukommen, was bei keinem Tiere der Fall ist. Diese Schädlichkeiten lassen sich nur durch ein hohes Mass von Aufmerksamkeit und Pflege neutralisieren, das eben die Mutter nervöse Kraft kostet.

Neben dieser Veränderung der Umgebung ist auch der höheren Verletzlichkeit des Kindes Rechnung tragen, die den Preis seiner hohen Differenziertheit darstellt. Die kleinen Kinder der Wilden sind weder so anspruchsvoll noch so pflegebedürftig. Die Stillvergnügtheit und Selbständigkeit der Negerkinder, die man in den Südstaaten Americas häufig in Haus und Hof allein herumkrabbeln sieht, ehe sie auch nur das erste Lebensjahr erreicht haben, erregen die Verwunderung des Europäers.

Endlich steht aber der Mensch selbst der Function der Elternschaft heute anders gegenüber als einst. Sein geistiger Blick erstreckt sich auf einen weiteren Umkreis im Raum und in der Zeit. Daher schliesst die Sorge für seine Nachkommenschaft unzählige neue Elemente ein. In dem Masse, wie seine Kenntnis der Schädlichkeit gewachsen ist, hat sein Verantwortungsgefühl zugenommen. Und für die Eltern setzt sich das um in ein gesteigertes Aufgebot an seelischer Kraft für die Erziehung der Nachkommenschaft.

Im Landvolke kann man noch heute sehen, dass, wo diese klare Erkenntnis der ursächlichen Zusammenhänge fehlt und die persönliche Verantwortungslast auf eine allgütige Vorsehung abgeladen wird, das Aufziehen der Kinder mit wesentlich geringerem Kraftaufwand verbunden ist. Schutz gegen ansteckende Krankheiten giebt es nicht; wenn „es bestimmt ist", wird das Kind eben krank. Auch die Pflege des Kranken heischt nicht jene supreme rebellische Zusammenfassung der letzten Kraft, jene bis ans Unmögliche heranreichende Anspannung des ganzen Menschen. Der Herr giebt und der Herr nimmt; es gilt, zu ertragen, nicht zu handeln. Die Lässigkeit in der Befolgung der ärztlichen Vorschriften, die wohl jeder unter dem Landvolke prakticierende Arzt beklagen muss, wurzelt — wenigstens den Kindern gegenüber — keineswegs in Gleichgiltigkeit, sondern in der tiefen Ueberzeugung, dass eine Beeinflussung des Ausganges unmöglich sei.

Wenn nun aber der Mensch, dem diese Auffassung ohne Wiederkehr verloren ist und der sich mit der ganzen Kraft seines Gefühlslebens klammert an das Leben des Kindes, dessen Erhaltung und Gedeihen er zum nicht geringen Teil bei seiner Umsicht, Pflichttreue und Opferfreudigkeit stehen sieht, nach seiner seelischen Fruchtbarkeit die physische richtet, so wüsste ich nicht, mit welchem Rechte wir dies ohne weiteres als Entartung abstempeln sollten. Solange nicht überhaupt die Fähigkeit, vorauszusehen und voraussehend den Schmerz zu vermeiden, als Entartung gilt, so sollte man doch auch diese Form der Voraussicht, die das social wertvollste aller Gefühle, das der Elternliebe, vor zahllosen Verletzungen zu wahren strebt, mit ethischer Entrüstung wie mit pseudo-wissenschaftlichen Etiquettierungen verschonen.

Wenn's nichts wäre als eine sinnlose Selbstpein und Aengstigung, was die Mutterschaft heute an höheren Kraftaufwand bindet, so hätte man recht, von einer nervösen Unzulänglichkeit des Weibes zu sprechen. In der That ist es aber genau so gut fruchtbare Mütterlichkeit, was als nie ermüdende Sorgfalt und

Aufmerksamkeit das Kind umgiebt, wie das Gebären und Säugen selbst. Und sein Erfolg läuft nicht auf ein steriles Aufgebot von Sentimentalität hinaus, sondern auf eine wesentliche Vermehrung der Chancen des Lebens und Gedeihens. Der grosse Abstand der Kindersterblichkeit bei den besitzenden und bei den ärmeren Classen scheint mir viel weniger auf die Verschiedenheit in der materiellen Ausgabe für die Verpflegung eines Kindes zu liegen als in dem verschiedenen Mass, mit dem ihm eine verständige mütterliche Sorgfalt zu teil werden kann. Auf Grund eben dieser Ausgabe an mütterlicher Sorgfalt, die demselben Urfonds entstammt, wie die lebengebende Kraft der Gebärerin, stellt sich das Gleichgewicht zwischen Individuation und Genese in der Culturmenschheit her — mit dem Charakter der Willkür als Einzelerscheinung, dem Statistiker erst ihre strenge Gesetzmässigkeit enthüllend.

Dass die praktische Folge der vermehrten Pflege der Kindheit das Aufbringen von Jämmerlingen ist, die ohne das hohe Mass von Pflege dem Milieu erliegen würden, die verurteilt sind und zum Schaden der Rasse der Urteilsvollstreckung entzogen werden, ist eine von manchen Rassenhygienikern ausgesprochene Ansicht. Mir scheint sie auf einer gewaltsamen Vereinfachung, auf einer simplicistischen Auffassung zu beruhen, der im wirklichen Leben nichts entspricht. Sie setzt voraus, dass jedes Kind mit einem gegebenen Masse von Widerstandskraft geboren werde und dann unter Einwirkung der äusseren Schädlichkeiten eine Ausmerzung der minder Widerstandsfähigen stattfinde. In der That liegt aber die Sache anders. Das Kind wird mit einer mehr oder minder grossen Fähigkeit geboren, aus der Gunst der Umstände zur Grundlegung seiner Constitution Vorteil zu ziehen. Die physiologische Kraft des Erwachsenen ist das Product seiner angeborenen Fähigkeit und der Umstände. Hohe angeborene Tüchtigkeit, die nur eine mittlere Gunst der Umgebung vorfand, wird sich im Endresultat — dem physiologischen Wert des Erwachsenen — decken mit dem Ergebnis einer mittleren physiologischen Tüchtigkeit und eminent förder-

licher äusserer Lage. Bedeutende angeborene Minderwertigkeit kann durch das höchste Aufgebot von Pflege nicht erhalten werden, aber auch das Maximum an Lebensfähigkeit erliegt den Schädlichkeiten der äussern Lage. Je jünger das Kind ist, um so weniger fällt sein angeborener Wert in die Wagschale. Das hohe Mass hygienischer Sorgfalt, das der Kindheit zugewandt wird, hat einen positiven, rassenhygienischen Wert, eben, weil das Kind der wachsende, der aufbauende Organismus ist, dem die Möglichkeit geboten werden soll, eine feste, dauerhafte Gesundheit zu bauen. Wer glaubt, in der hohen Kindersterblichkeit *) einen Ausdruck für die Intensität der Auslese zu sehen, der gehe in die Proletarierviertel der Grossstädte, unter die ländliche Lohnarbeiterschaft der grossen Güter, und er wird sich überzeugen, dass die Ansicht etwa ebenso exact ist, wie die Volksmeinung, dass sich ein Mensch das „Blut reinigt“, der an einer beständig eiternden Wunde dahinsiecht. Es handelt sich hier um einen ungeheuren, unschätzbaren Verlust an lebendiger Kraft, der die Rasse verarmt und siech macht, denn die Ueberlebenden sind nicht jene gesundheitsstrotzenden Geschöpfe die die Phantasie als Sieger aus einem schweren Kampfe hervorgehen sieht, sondern schwache, mit dem Stigma constitutioneller Krankheit behaftete Individuen, denen Sonne, Luft und Liebe gefehlt hat. Sie stehen zu denen, die günstige Entwickelungsbedingungen hatten, wie Menschen, die eine schwere Operation überstanden, zu den Gesunden, die dieser Probe gar nicht unterworfen wurden: vielleicht mit den Möglichkeiten zu vollerer, höherer Gesundheit geboren, aber physiologisch verarmt, hinfällig, schon am Ende ihres organischen Capitals an Widerstandskraft, dessen Zinsen sie jetzt verbrauchen sollten.

Im allgemeinen kann man sagen, dass die Ungunst der äusseren Umgebung für das Gedeihen des Kindes in hohem

*) Des näheren habe ich dies Thema in einem Aufsatz über „Die Säuglingssterblichkeit in Deutschland“ zu beleuchten gesucht, das im Heft 16 des I. Jahrgangs der Hamburger Wochenschrift „Der Lotse“ erschienen ist.

Masse contraselectorisch sei.*) Die höchste Intensität der Auslese sollte in die Zeit fallen, die zwischen dem Abschluss der Entwickelung und der Fortpflanzung liegt,**) wenn also das Individuum den äussern Schädlichkeiten gegenüber den vollen physiologischen Wert seines Organismus einzusetzen vermag. Der selectorische Wert der Kindersterblichkeit ist minimal, weil die Abhängigkeit des Kindes für sein Wohl und Wehe von der Gunst der Umgebung maximal ist.

Wenn also ein immer höheres Mass von Energie daran gesetzt wird, dem heranwachsenden Geschlechte Gesundheit zu sichern, so ist die Folge nicht ein Sinken der Sterblichkeit in dem Sinne, dass die physiologisch Todeswürdigen erhalten blieben, sondern eine neue Quelle der Kraft, ja, die einzige positive Regenerationsquelle. Und ist denn die grössere Chance zum Ueberleben, die den von einem hohen Masse elterlicher Pflege Umgebenen verliehen wird, nicht auch eine Form, in der sich die social besser angepassten, ja geradezu die social wertvolleren Elemente unter günstigeren Bedingungen fortpflanzen, als die minderwertigen? In der Classengesellschaft verschiebt die verschiedene ökonomische Kraft den Wert dieser Auslese bedeutend. Aber nichtsdestoweniger kommt ihr Wert zu, vielleicht mehr, als den von den Kriterien der Viehzucht inspirierten Rassenverbesserungsvorschlägen. —

Ein anderer Einwand lässt sich mit Berechtigung vertreten, nämlich der, dass es nicht allein ein höheres Kraftaufgebot der Eltern ist, durch das dem Kinde höhere Chancen des Gedeihens geboten werden, sondern ein allgemeiner socialer Fortschritt auf dem Gebiete der Wissenschaft und Technik. Das ist richtig. Aber dieser Fortschritt, der an den modernen Intellectualismus gebunden ist, modificiert gleichsam durch Infiltration die ganze

*) In dieser Thatsache liegt der Hauptgrund der Schädlichkeit der grossen Städte für die Volksgesundheit.

**) Die Pubertätskrise, die in allen Individuen die Widerstandskraft herabsetzt, was in der Wirkung einer Steigerung der Schädlichkeiten gleichkommt, ist in diesem Sinne von Bedeutung.

Weltauffassung und also auch unsere Stellung der Nachkommenschaft gegenüber. In jedem einzelnen Falle lässt sich der Menschen Sein und Thun nur als Erscheinung des Gesellschaftslebens verstehen. Die ganze moderne Cultur beruht auf einer mechanischen Weltanschauung, die sich mit transcendenten Zwecken, mit einer Vorsehung und Aehnlichem nicht verträgt. Das durchsickert alles, und es giebt keinen Bereich unseres Lebens, wo es bei uns stände, die Schwerkraft der logischen Thatsachen aufzuheben.

Auf der einen Seite sind uns die erworbenen Kenntnisse, als hygienisches und pädagogisches Wissen direct nützlich für die Erhaltung der Nachkommen, andererseits könnten wir zweifellos viel Nervenkraft sparen, wenn wir sie verquicken könnten mit der Ergebung, die der Glaube an eine gütige Vorsehung verleiht. Da aber die Weltauffassung des Menschen etwas Lebendiges ist, wo ein beständiger Austausch der einzelnen Teile untereinander stattfindet, nicht eine beliebig gefügte Mosaikarbeit, so müssen wir auf diese Ersparnis verzichten. Und eben deshalb zahlt heute die Frau mit mehr Nervenkraft die Sorge für die Nachkommenschaft, nicht nur in der grösseren Umsicht, Besorgtheit und Pflichttreue, die direct aus ihrem vermehrten Wissen abgeleitet sind, sondern auch in der Last des persönlichen Verantwortungsgefühls, der geringeren Fähigkeit zur Resignation, der nachhaltigeren und intensiveren Leidensfähigkeit, die sich aus dem allgemeinen Culturmilieu ergiebt, in dem sie lebt.

Zusammenfassend können wir sagen, dass das, was die Reduction der Nachkommenschaft individuell notwendig erscheinen lässt, sie auch mit dem Dasein der Art vereinbar macht. Einmal als allgemeine sociale Erscheinung, insofern die Cultur durch denselben Complex von Erscheinungen, durch den sie jene grössere Potenzierung des Geisteslebens mit sich bringt, die die physiologische Function an einen höheren Kraftaufwand bindet, auch eine bedeutende Zahl von Zerstörungsursachen ausschaltet. Dann als individuelle Erscheinung, insofern die grössere Summe von Energie, die das Aufbringen eines Kindes

kostet, auch dessen Lebenschancen mehrt. Das sociale Ergebnis ist ein erhöhter Schutz des heranwachsenden Lebens vor der Ungunst der äusseren Bedingungen, das individuelle eine verminderte Ausgabe an plastischer Energie, eine Durchdringung der Mütterlichkeit mit intellectuellen Elementen, ein Einbeziehen des Weibes in das geistige Leben der Gesellschaft, auf der einen Seite weil die Mutterschaft von der animalischen Function mehr zur menschlichen wird und dem Kinde in seinem psychischen Entfaltungs- und Anpassungsprocess zur Seite steht, auf der anderen Seite, weil die verminderte Geburtenzahl einen Ueberschuss lässt, der zwar als erhöhte Sorgfalt der Nachkommenschaft wieder zugewandt wird, mit der fortschreitenden Entwickelung der öffentlichen Gesundheitspflege, der Verteilung der heute zusammengepferchten Bevölkerungsmassen, der Schaffung eines den Bedürfnissen des heranwachsenden Geschlechtes angemessenen Milieus der intellectuellen Ausbildung des Weibes zugewendet werden kann. —

Von den Einwänden, die der dargelegte Gedankengang hervorrufen kann, glaube ich, alle anderen hier beiseite lassen zu müssen, um kurz eines grundsätzlichen Einwandes zu gedenken. Dieser stützt sich auf eine von der unseren abweichende Auffassung der Entwickelung und sieht in der Reduction der Geburtenzahl eine Ursache der Entartung, weil sie glaubt, dass die Entartung nur durch die immer steigende Intensität des Daseinskampfes fernzuhalten sei. Diese Auffassung selbst zu discutieren, liegt mir nicht ob. Es muss dahingestellt bleiben, ob die höchsten Stufen der Culturentwickelung nur unter dem Stachel des materiellen Ringens um die Existenz erreicht werden können, ob nicht vielmehr das von diesem Ringen untrennbare Niederwerfen der Mitmenschen und der stete Anblick einer übergrossen Zahl Unterliegender als eine Schule der antisocialen Gefühle zu gelten habe, die mit dem Erreichen des Maximums individueller Entfaltung unvereinbar wäre. Es stehen sich hier zwei unvereinbare Auffassungen der Menschheitsentwickelung gegenüber, deren praktischen Postulaten die gleiche Unvereinbarkeit anhaften muss.

Entweder sieht man in der Culturentwickelung nur dieselben Triebkräfte des Fortschrittes in Thätigkeit, die der unbewussten organischen Evolution vorstehen und in der Erkenntnis der Naturerscheinungen, wie in der mit der wachsenden Hirnthätigkeit einhergehenden Steigerung der Sensibilität, Factoren, die es dem Menschen möglich und psychologisch notwendig machen, diese Triebkräfte aufzuheben, und so den Fortschritt zu lähmen. Dann ist es logisch, zu postulieren, dass ein Teil der Menschheit wenigstens ausser stande gesetzt werde, jene Erkenntnis zu erlangen, die ihn rebellisch machen wird, sein Leben durch in einer schweren Last von Leiden die Bedingungen der aufsteigenden Entwickelung zu schleppen. Dann ist es logisch, dass man möglichst viele im unklaren lassen will über die Rolle, die ihnen die Natur angewiesen hat. Aber genügen würde es nicht, das Weib von der „esoterischen Erkenntnis" auszuschliessen, da dieses ja nicht nur in seiner eigensten Function belastet ist, sondern auch den Mann in der seinen belastet. Dieses Entwickelungsideal setzt eine von der Erkenntnis unberührte Masse, ein mächtiges Stück Barbarei innerhalb oder richtiger als Basis der Cultur voraus, das Kampf, Qual und Zerstörung hinnimmt und aushält. Nach dieser Ansicht ist die Cultur entweder ein zerstörendes Gift, die Rebellion gegen die Natur, auf der Todesstrafe steht, oder die letzte Blüte des Lebens, die einer Minderheit vergönnt ist, um den Preis der stumpfen Mühsal der Mehrheit, das ausruhende Geniessen der Wenigen, die sich dem Naturgesetze des Kämpfens und Entbehrens entziehen, an das das Hinaufbauen des Lebens gebunden ist. Auf Grund dieser Auffassung der Culturentwickelung muss freilich gefordert werden, dass das Weib bei der Verteilung der Culturerrungenschaften leer ausgehe. Aber diese Ausschliessung einer Hälfte der Menschheit fällt auf die andere zurück. Denn die grössere Fruchtbarkeit saugt die durch rationellere Ausbeutung der Erde gewonnene Freiheit beständig auf und lässt Unfreiheit und erbarmungslosen Kampf um des Lebens Notdurft, Vernichten ungezählter Leben vor der Reife der Menschheit Teil bleiben, trotz allen Fortschrittes,

ja, schrecklicher und qualvoller gemacht durch diesen Fortschritt. Jenes Evangelium der Fruchtbarkeit, das man der Menschheit verkünden will, läuft darauf hinaus, einer mit geringem Verbrauch an Menschenmaterial arbeitenden Cultur im Weibe einen lebenden Anachronismus einzufügen, einen gebärenden Leib, der Leben giebt, für das kein Platz ist, eben dank der modernen Errungenschaften, die das vorhandene erhalten und bewahren. Wer den Weg will, der muss das Ziel wollen. Das Weib als Gebärerin, als „Stück Natur" inmitten der modernen, von menschlichen Zwecken, menschlicher Sparsamkeit, menschlicher Rebellion gegen das Leiden umgemodelten Welt ist gleichsam das Sinnbild des nie endenden Kampfes.

Wenn dieser allein die Menschheit auf den Höhepunct der ihr erreichbaren Entwickelung treiben kann, so ist der elementare Trieb des Menschen nach Wohlsein, die Scheu vor dem Leid in hohem Masse entwickelungshemmend. Bewusst und willig wird sich der Mensch nie dem Mechanismus einfügen, der mit dem Mass seines Intellects und mehr noch mit dem seines Gefühles gemessen, stümperhaft und plump ist. Wo Not und Unwissenheit sinken, sinkt die Fruchtbarkeit, einer psychologischen Notwendigkeit folgend, die aufzuheben wir nicht hoffen können.

Man sage mir nicht, dass das sociale Gefühl des Menschen wachse und er aus der Erkenntnis die Kraft ziehen werde, sich und seine Nächsten dem supremen Interesse der Gattung unter zuordnen. Den Instinct, die eigenen Kinder zu erhalten, den auslesenden Schädlichkeiten ihnen gegenüber nicht „fair play" zu gewähren, sondern die ganze Parteilichkeit der Elternliebe zu ihren Gunsten ins Feld zu führen, wird in alle Ewigkeit nichts verdrängen, was nicht Entartung und Krankheit ist. Das sociale Gefühl wird genügend Boden gewonnen haben, wenn es den Untüchtigen oder Kranken dazu bringt, auf Fortpflanzung zu verzichten: zum willigen Producenten von Menschenmaterial, das in geduldiger Ergebenheit der „natürlichen Auslese" unterbreitet wird, bringt es den Menschen nie. Dazu gehört entweder die Un-

bewusstheit der Armut und Unwissenheit oder Narkose. Was Benjamin Kidd*) in seinem in England und America mit soviel Begeisterung aufgenommenen Werke der Religion einen Wert für den Kampf ums Dasein anweisen liess, war eben dieser Grundgedanke, dass die Religion auch die höherstehenden Schichten zu hoher Fruchtbarkeit anzuhalten vermöchte. Die Religion soll dem Menschen einen erbarmenden Schleier werfen über die notwendige Verletzung seines individuellen Strebens nach Glück durch das Art-Interesse, das ein Maximum des Kampfes, die Vernichtung der Schwächeren, einen bedeutenden Geburtenüberschuss heischt. Die Notwendigkeit der Operation vorausgesetzt, ist es gewiss verdienstlich, das Narkoticum vorgeschlagen zu haben, obwohl die Uebertragung des „si Dieu n'existait pas il faudrait l'inventer" aus der hypothetischen in die Wirklichkeitsform einen einigermassen anwidert. Aber die Kiddschen Ausführungen illustrieren deutlich, dass das Postulat der Fortdauer des Daseinskampfes in seiner tierischen Form die Macht der Religion, der Not und Unwissenheit nicht missen kann, dass es ohne sie am Willen der Menschen zerschellen würde.

Der weibliche Schwachsinn, als Mittel zur Erhaltung einer hohen Fruchtbarkeit, würde sich allein als unzulänglich erweisen, den gewünschten Zweck zu erreichen. Ein Halbdunkel der Erkenntnis und des Bewusstseins breiter Schichten ist erforderlich und logischerweise auch eine Minderheit führender Intelligenzen, die der Natur in ihre Geheimnisse geguckt haben und die geistigen Lichtverhältnisse der Massen durch weises Vorziehen von Vorhängen regeln.

Denn bei dem sich offenkundig darthuenden Widerstreben des Menschen, sich sehenden Auges und im Bewusstsein seiner Fähigkeit, ihm zu entrinnen, dem Naturmechanismus einzufügen, scheint mir die Forderung, das Weib vom geistigen Leben seiner Zeit auszuschliessen, nicht von der einer allgemeinen Dosierung der Erkenntnis für die Masse loszulösen. —

---

*) Social Evolution, Macmillan & Co., London 1898, III. Aufl.

Oder aber man glaubt, dass der Culturmensch die Triebkräfte des Fortschrittes, die er in der unbewussten Natur sieht, innerhalb der Cultur ersetzen könne durch andere, die die Summe der individuellen Opfer vermindern. Dass der Erkennende kürzere und weniger steinige Wege finde zwischen dem, was als Notwendigkeit im Triebleben des Individuums wirkt, und den unerlässlichen Bedingungen der Artexistenz. Dann ist die Frage nicht: wie erhalten wir den Menschen willig, der Art das Opfer zu bringen, um dessen Preis die Natur die Entartung fern hält? sondern wie entgehen wir der Entartung, ohne dieses Opfer zu bringen? Wie erzielen wir das von der Natur durch Zerstörung unzähliger Existenzen Erreichte um geringeren Preis? Von diesem Standpunct aus will die Cultur nichts anderes, als die Bedingungen, an die die Fortdauer alles organischen Lebens gebunden ist, vereinigen mit dem höchsten Masse bewussten Lebens des Individuums.

Im Gegensatz zu denen, die von der Notwendigkeit einer hohen Fruchtbarkeit ausgehen, um für das Weib Ausschluss aus der Sphäre der intellectuellen Cultur zu fordern, könnte man von der Reduction der Fruchtbarkeit als Postulat ausgehen, um zur Forderung intellectueller Thätigkeit des Weibes zu kommen.

Was aber in der „Weite des Gehirns", wo Raum für breite logische Grenzgräben ist, verschiedene klar umschlossene Sondergebiete hat mit deutlichen Uebergängen, ist in der „engen Welt" ineinander und übereinander gedrängt, unlösbar zusammengefügt, so dass sich nichts verschieben kann, ohne alle bestehenden Abhängigkeitsverhältnisse zu ändern und nur im gleichzeitigen Anderswerden, in etwas, das allein dem organischen Wachstum vergleichbar ist, Umgestaltungen möglich sind ohne tiefgehende Zerrüttung. Und so ist nicht etwa an einem plötzlichen Auflodern von Lebensgier im Menschen der Gedanke entzündet worden, die Fruchtbarkeit zu vermindern, um sich als Individuum auszuleben, wie die Phrase lautet. Sondern in dem Jahrhunderte langen Ringen des Culturmenschen um Leben

und Wohlsein hat sich seine Intelligenz geschärft, seine Empfindungsfähigkeit vermehrt. In dem Masse, wie der Mensch denken und voraussehen lernte, lernte er sich schützen und wurde gleichzeitig des Schutzes bedürftiger. Und von dieser seiner eminent gesteigerten Leidensfähigkeit geht er aus, wenn er seine Nachkommenschaft einschränkt, und die mit der Sensibilität verschwisterte Intelligenz macht als sociale Erhaltungsfähigkeit diese Einschränkung möglich, wie sie zum Erkenntnisbedürfnis ausgewachsen, dem sich ergebenden Kraftüberschuss neue Gebiete öffnet. Zeiten oder Classen, die in schwerem Daseinskampfe stehen und seine Verwüstungsarbeit um sich sehen, bringen es nicht zu hoher Intensität des Empfindungslebens. Sie stehen im Zeichen starker Natalität und grosser Vergeudung an Leben. Wenn sich in ihnen eine Classencultur aufbaut, die eine individuelle Steigerung der Sensibilität ohne deren sociale Voraussetzungen zulässt, so sehen wir stets eine Reduction der Fruchtbarkeit, die uns aber als Entartungserscheinung gelten muss und sich selbst als solche abthut, weil sie mit den gegebenen Bedingungen der Erhaltung der Art unvereinbar ist. Das Erlöschen aller bisherigen Aristokratien ist so zu erklären: aus ihm einen Beweis gegen jede Reduction der Fruchtbarkeit zu ziehen, ist in hohem Masse unhistorisch. Was auf einer gewissen Entwickelungsstufe krankhaft ist, kann auf einer andern normal sein. Der Fruchtbarkeitscoefficient eines Culturvolkes variiert nach seinem Menschenverbrauch.

Wie ein Antagonismus besteht zwischen Cultur und Muskelarbeit, so auch zwischen Cultur und Fruchtbarkeit. Wer darum glaubt, die Cultur mache den Menschen unthätig und unfruchtbar, der hält sich an das Wort und übersieht das Wesen: von der Muskelarbeit schreiten wir zur geistigen Arbeit fort, von der Fortpflanzung als animalischer Function zur Mutterschaft, die nicht nur gebiert und säugt, sondern verständig und verstehend über Leib und Seele der Kinder wacht, um das vorhandene Leben in seiner unschätzbaren Kostbarkeit zu erhalten und zu fördern.

Diese Verwandlung der Mutterschaft steht in einem Abhängigkeitsverhältnis zu der grösseren Intensität des geistigen Lebens. Gleichzeitig gewährt sie dem Weibe die Möglichkeit, in immer höherem Masse teilzunehmen an der intellectuellen Arbeit und am intellectuellen Genuss seiner Zeit. Und diese Möglichkeit ist von keiner früheren Cultur geboten worden.

IV. Geistige Inferiorität als weiblicher Geschlechtscharakter.

Mann und Weib weichen von einander ab in ihrer biologischen Beschaffenheit und Function. Diese Verschiedenheit muss sich in das Gesellschaftsleben projizieren.

Nun ist aber das Gesellschaftsleben keineswegs eine Pflanzstätte, die allem in der Anlage Vorhandenen die Möglichkeit der Entfaltung bietet. Im Kampfe ums Dasein verkümmert sehr viel. Was wir als Fortschritt anstreben, ist eben die stete Verringerung der Ursachen dieser Verkümmerung. Wenn wir heute das Weib in geringem Masse am Geistesleben seiner Zeit teilnehmen sehen, so haben wir kein Recht, dies als Ausdruck seiner geschlechtlichen Wesenheit abzuthun, so wenig wir ein Recht hätten, männliche Herrschsucht und Willkür verantwortlich zu machen. Es ist eine Folge des schweren Kampfes um die Existenz, in dem die Menschheit stand, ein Kampf, der derart beschaffen war, dass er vom Weibe nur geringe Geistesthätigkeit erforderte, und dieser den Charakter einer Luxusfunction verlieh, für die bei der starken Inanspruchnahme durch die Fortpflanzungsarbeit und die Hauswirtschaft wenig Kraft übrig blieb. Wir sehen auch das Proletariat verkürzt um sein Teil an Erkenntnis, Genuss und gesellschaftlichen Einfluss, nicht infolge sittlicher Verworfenheit der herrschenden Classen, ebensowenig, weil ihm eine „allweise Natur" nur Muskeln gab, um auf mächtigen Schultern den Culturbau zu tragen, sondern weil die sociale Selbsterhaltung an ein ungeheures Mass von materieller

Arbeit gebunden war, die wenig geistige Anregung vermittelte und so dem Denkorgan breiter Schichten volle Entwickelung verwehrte.

Die Fähigkeiten, die ein Mensch als Anlage birgt, entziehen sich der Beobachtung. Nur was sich durchzusetzen versteht, kann gesellschaftlich eingeschätzt werden. Alles, was sich an äusserm Widerstande bricht, bleibt unbeachtet, gleichgiltig, ob sein potentieller Wert hoch oder niedrig war. Ein grosses dramatisches Ringen und eine tragische Niederlage spielt sich dabei selten ab. Meist verfährt das Leben so, dass es einigen Keimen von vornherein die Nahrung entzieht, um sie andern zuzuwenden, und so fast ohne Schmerz und Kampf einen Teil dessen verdorren lässt, was nach Dasein verlangte. Zum Conflict kommt es nur, wenn es sich um Anlagen handelt, die sich auswachsen konnten, und denen dann die Bethätigung verwehrt wird.

In diese Phase scheint mir das Bedürfnis des Weibes nach intellectueller Entfaltung in den sog. oberen Classen in mehreren europäischen Ländern jetzt getreten zu sein.

Das Leben der Frau der besitzenden Classen hat im Laufe des vergangenen Jahrhunderts in verschiedener Weise eine Umgestaltung erfahren.

Einmal hat die Grossindustrie die Frau als Producentin im Haushalt fast ganz abkömmlich gemacht. Als Hüterin des vorhandenen Besitzes, als welche sie einst bedeutende Mühe und Aufmerksamkeit aufwenden musste, werden heute geringe Anforderungen an sie gestellt. Die fabrikmässige Herstellung hat das einzelne Object entwertet. Die sorgfältige, gewisse gemütliche Elemente einschliessende Pflege, die man früher dem einzelnen Gegenstand widmete, ist durch die Leichtigkeit, ihn zu ersetzen, mehr oder weniger sinnlos geworden. Die aus all dem folgende Arbeitsentlastung schreitet beständig fort. Auf der einen Seite führt sie zu einer geringeren Verwendung weiblicher Arbeitskraft in der Hauswirtschaft, die in dem Abstossen der weiblichen Familien-

mitglieder zum Ausdruck kommt und so die Frauenfrage als Erwerbsfrage ins Leben rief; auf der anderen führt sie, wie jede Culturerrungenschaft, zu einem Ueberschuss an Kraft, der sich anderweitig bethätigen will. An diesem Ueberschuss können andere Anlagen gross werden, die bisher verkümmern mussten.

Es ist das natürlich nicht so zu verstehen, als sei nach langem Darben endlich für das Weib die Stunde des Auslebens gekommen, die ihm beständig als Ziel seiner Sehnsucht vorgeschwebt. Das Weib wird wohl allezeit in der Erfüllung seiner Lebensaufgabe jenes Mass von Genügen gefunden haben, das die volle Inanspruchnahme der Kräfte giebt. Die über das Gebiet des Erreichbaren hinausgehenden Aspirationen, die jedes Menschen Teil sind, haben ihr Leben wohl nur mit einem geringen Ueberschuss, den die Tagesarbeit liess, hinfristen müssen. Erst die Veränderung der äusseren Umgebung und ihrer Ansprüche hat im Weibe das Verlangen geweckt, neue, bisher verödete Seiten seines Wesens auszuleben. Scheint es doch der ganzen Culturentwickelung eigen zu sein, dass mit dem Schwächerwerden des äusseren Stimulus, des directen, durch die Bedürfnisse des körperlichen Lebens gebotenen Zwanges zur Thätigkeit, der innere Stimulus wächst, der von der angehäuften Energie ausgeht, die ihrem Wesen nach Bethätigung heischt. Das stetige Fortschreiten auf dem Wege der Freiheit ist im Grunde nichts als das Ersetzen des äussern Zwanges durch den innern. —

Dann hat sich aber auch in der Umgebung, in der sich das Weib normalerweise bewegt, eine Aenderung vollzogen. Schule, Bibliotheken, Vorträge, vor allem aber die Tagespresse haben wie ein weitverzweigtes Gefässsystem Anregungen und Wissensfragmente in alle Schichten getragen. Sie haben gleichsam ein neues geistiges Milieu geschaffen, das vielgestaltig und wandelbar ist. Das Weib verlangt danach, sich in diesem Milieu zu orientieren. Und so ist das Verlangen nach Wissen und Geistesschulung überall da angeregt worden, wo die weibliche Arbeitskraft durch die von der Sitte sanctionierten Anforderungen nicht

voll in Anspruch genommen wurde und Neigung und Fähigkeiten lebensfähig vorhanden waren.

Dass dies Verlangen keine offenen Thüren gefunden hat, ist jedem bekannt. Im wesentlichen waren es zwei Gründe, aus denen man sie vor der Nase zuzuschlagen für nötig hielt. Einmal sagte man: das Weib ist zu geistiger Arbeit unfähig, dann: geistige Arbeit ist seiner Mutterfunction schädlich.

Die Frage der thatsächlichen Unfähigkeit als eines untilgbaren Geschlechtscharakters möchte ich hier kurz berühren, um an anderer Stelle den Ausschluss vom Geistesleben als Postulat zu betrachten. Es sei aber im voraus bemerkt, dass gerade der jetzt zu behandelnde Teil der Discussion, der mit so viel Erbitterung geführt zu werden pflegt, der allerunfruchtbarste ist, während dem andern grosse Bedeutung zukommt. Thatsachen schaffen sich schon selbst Respect. Der Unfähigkeit zu irgend welchem Thun gesellt sich schnell die Unlust zu. Ist das normale Weib schwachsinnig, so ist die Frauenbewegung nicht viel gefährlicher als etwa eine Agitation zur Regelung des Sonnenaufgangs. Fähigkeiten, die nicht vorhanden sind, kann selbst der grösste Zorn und Eifer nicht zur Function bringen.

Ich gestehe offen, dass ich dem Leser und mir diesen Abschnitt geschenkt hätte, wenn ich nicht aus Erfahrung wüsste, dass der Glauben an das Dogma der Inferiorität als einer wissenschaftlich festgestellten Thatsache in mancher Hinsicht schädlich ist, wie jeder Irrglauben. Deshalb darf man es sich nicht verdriessen lassen, an den Ausführungen der Gegner immer von Neuem Kritik zu üben, obwohl diese Kritik sich teilweise in ausgefahrenen Gleisen bewegen muss. Der ungemein umfangreichen „antifeministischen" Litteratur kann man nicht immer Beachtung schenken, doch scheint es mir ein Gebot der Taktik, der Veröffentlichungen Erwähnung zu thun, die im grossen Publikum gebahnte Strassen finden, weil sie der Feder eines Mannes entstammen, der auf irgend einem Gebiete der Forschung Ansehen geniesst. Ich habe hier in erster Linie

die von Herrn Professor Moebius angeführten Beweise im Auge, von denen ich fürchte, sie mit seinem wissenschaftlich geachteten Namen als Fabrikmarke in das grosse Arsenal der Reaction übernommen zu sehen. Haben sie sich da einmal eingebürgert — und sie haben das Zeug dazu — dann machen sie jahrzehntelang die Tagespresse unsicher; in einem biederen Blatte sind sie mir schon jetzt begegnet, mit ehrfürchtiger Befriedigung citiert, wie eine päpstliche Bulle.*)

Professor Moebius vertritt die Ansicht, dass die Gehirnanatomie heute schon im stande sei, Aufschlüsse über die Leistungsfähigkeit des männlichen und weiblichen Gehirns zu geben. Gestützt auf Rüdingers Untersuchungen am Grosshirn der Neugeborenen, hält der Autor es für nachgewiesen, „dass für das geistige Leben ausserordentlich wichtige Gehirnteile, die Windungen des Stirn- und des Schläfenlappens, beim Weibe schlechter entwickelt sind als beim Manne, und dass dieser Unterschied schon bei der Geburt besteht." Gesetzt, die von Rüdinger an dem ihm zur Verfügung stehenden Beobachtungsmaterial gefundenen geschlechtlichen Unterschiede fänden sich

*) Wie schwer es ist, der Verbreitung falscher Angaben, sobald sie einmal lanciert sind, Einhalt zu thun, beweist die von Moebius als solche dargethane Legende über das Hirngewicht Bischoffs. Wer sie aufgebracht hat, weiss ich nicht, aber jeder von uns hat sie unzählige Male gelesen und mir persönlich ist z. B. nie der Gedanke gekommen, ihre Richtigkeit zu bezweifeln, ebenso wenig freilich, wie ich irgend eine Folgerung aus der von Moebius widerlegten Angabe abzuleiten wüsste, da ein einzelner Fall weder gegen die Richtigkeit der Befunde noch gegen die ihrer Interpretation ins Gewicht fallen könnte. Zu den unausrottbaren Irrtümern in der Litteratur über die Frauenfrage gehört auch die Annahme des verschiedenen Atmungs-Typus der Geschlechter als eines secundären Geschlechtscharakters, während neuere Untersuchungen das Vorherrschen der costalen Atmung beim Weibe auf das Tragen des Corsetts zurückgeführt haben. (Vgl. Havelock, Ellis a. a. O. S. 212 u. ff.) Nichtsdestoweniger findet sich die alte Annahme immer noch, auch in Werken von hervorragend gewissenhaften Forschern, wie z. B. Antonio Marro.

constant,*) und gesetzt, die betreffenden Windungen seien wirklich Träger der höheren Denkfunctionen, so liesse sich darauf kaum etwas anderes bauen als der Schluss, dass das weibliche Gehirn anders ist als das des Mannes. Die Hinterhauptslappen, deren Wichtigkeit für die geistigen Functionen doch wohl erhärtet ist, wurden von einigen Forschern (Crighton Browns und Cunningham) beim Weibe grösser gefunden als beim Manne. Selbst wenn man also den Ergebnissen von Rüdinger eine Allgemeingültigkeit zugesteht, die viele ihnen absprechen dürften, so könnte man durch sie doch zu keinem anderen Schlusse berechtigt werden, als dem einer organischen Verschiedenheit des

*) Es ist befremdend, dass Moebius nicht auf die Untersuchungen von Eberstaller und Cunningham hingewiesen hat, nach denen der Stirnlappen beim weiblichen Neugeborenen stärker entwickelt scheint als beim männlichen, und dass er die von denen Rüdingers abweichenden Ergebnisse nicht erwähnt, zu denen die genannten Autoren und Mingazzini bei der Prüfung der sexuellen Verschiedenheiten der Grosshirnrinde, besonders der Sylvischen Spalte und der Interperiatalfurche gekommen sind. Mingazzini selbst, der vielfach die von Rüdinger gewonnenen Resultate bestätigt, fasst das Ergebnis seiner und der vorhergegangenen Untersuchungen, unter denen er den Arbeiten Rüdingers einen hervorragenden Platz angewiesen hat, in folgenden Worten zusammen: „Aus den zahlreichen, wenn auch in einigen Puncten noch unvollständigen Arbeiten über diese Frage, kann fast mit Gewissheit der Schluss gezogen werden, dass wesentliche Verschiedenheiten nicht bestehen, so dass es scheint, die Natur habe auf der Gehirnoberfläche weniger klare Unterscheidungsmerkmale zwischen beiden Geschlechtern zeigen wollen, als sie in den Aeusserungen des Organs zu Tage treten. (Giovanni Mingazzini, il cervello in relazione coi fenomeni psichici, S. 56 u. ff. Turin, Bocca 1895, man vergleiche ferner das V. Capitel des angeführten Buches von Havelock Ellis.) Solange der Aufsatz von Moebius sich an ein ärztliches Publicum wendete, durfte der Autor ein Bekanntsein mit der einschlägigen Litteratur voraussetzen. Der zweiten und dritten Auflage hätte er gut gethan, eine diesbezügliche Anmerkung wie einen ausdrücklichen Hinweis auf die Unsicherheit der Theorieen über die Gehirnlocalisationen anzufügen. Wenn man sich in einer populären Schrift auf Forschungen stützt, deren Resultate oder Interpretationen strittig sind, so ist es eine Pflicht, dies zu betonen.

männlichen und weiblichen Gehirns. Bei dem heutigen Stande der Kenntnisse von den Beziehungen zwischen den einzelnen Teilen der Grosshirnrinde und der Geistesthätigkeit muss es lediglich als Meinungssache gelten, wenn man in der sich in den Befunden zeigenden Verschiedenheit eine Minderwertigkeit des Weibes sehen will. Es vollzieht sich hier der Schluss wohl in der Weise, dass man unbewusst den anatomischen Befund mit Rücksicht auf die effective Minderwertigkeit des Weibes wertet, nach morphologischen Belegen für die sich im Leben manifestierende Verschiedenheit in der Geistesthätigkeit der Geschlechter sucht und die gefundenen Abweichungen als solche ansieht. Auf diese Weise sucht man im Leben nach einem Schlüssel für die Lehren der Gehirnlocalisation. Von diesen empirisch bewerteten Befunden dann auf die potentielle Leistungsfähigkeit der weiblichen Denkcentren zurückzuschliessen, ist ein Cirkelschluss: das zu Beweisende hat man schon unter die Voraussetzungen aufgenommen.

Eine effective Minderwertigkeit der geistigen Leistungen wird nicht nur von den Frauenrechtlern eingeräumt, sondern stellt den Ausgangspunct ihrer Forderungen dar. Strittig ist nur die Ursache dieser Minderwertigkeit. Den einen gilt sie als Ausdruck physiologischer Thatsachen, die keinem — oder doch nur ganz unwesentlichem — Wechsel unterworfen sind, den anderen als eine Verquickung dauernder physiologischer mit wandelnden socialen Bedingungen.

Ohne die Hilfe der Gehirnanatomie ist es äusserst schwierig, dem vorliegenden Beobachtungsmaterial gegenüber den Ausdruck innerer Unfähigkeit von der Folge äusserer Hemmung zu scheiden. Kein Mensch wächst auf ohne äussere Hemmung. Was wir um uns sehen, ist eine im Vergleich zu der reichen Entwickelungsmöglichkeit ziemlich armselige Wirklichkeit. Aber der Grad der Hemmung ist sehr verschieden. Wie hoch der Strahl reichen könnte, lässt sich nicht erkennen, wenn man ihn mannigfaltig gebrochen, abgeleitet oder eingeengt sieht. Und wo, wie bei Mann und Weib, ein Mass für die Hemmung fehlt,

kann man nicht nach dem Erreichten das subjectiv Mögliche bemessen.

Viel von dem, was bei oberflächlicher Betrachtung als Uranlage erscheint, ist ein Ergebnis äusserer Bedingungen, denen so wenig der Charakter der Stetigkeit zukommt, dass wir sie vielmehr unter unseren Augen wandeln sehen. Was als geschlechtliche Eigenart erscheint, ist vielfach eine Folge socialer Umstände.

So schreibt z. B. Prof. Moebius auf S. 46 seiner Broschüre: „Einer der wesentlichen Unterschiede ist wohl der, dass der Instinct beim Weibe eine grössere Rolle spielt als beim Manne. Man kann in der Idee eine Reihe bilden, am einen Ende stehen Wesen, die ausschliesslich instinctiv handeln, am anderen solche, bei denen jede Handlung auf Reflexion beruht. Im allgemeinen ist der geistigen Entwickelung eigentümlich, dass der Instinct immer weniger, die Ueberlegung immer mehr zu bedeuten hat, dass das Gattungswesen immer mehr Individuum wird.“ Es lohnt der Mühe, diesen Gedanken näher zu betrachten, weil sich gerade an ihm mit grosser Deutlichkeit darthun lässt, wie uns das Erworbene, das eine Anpassung an vorübergehende Bedingungen darstellt, sehr oft als Ausdruck innerer Wesenheit vorgestellt und als an die Geschlechtsfunction gebundene Eigenschaft geschildert wird, mit der man rechnen müsse, solange es Mann und Weib auf der Erde giebt.

Der Instinct, der sich in dem unbewussten Ausführen complicierter zweckmässiger Handlungen offenbart, lässt sich nur verstehen als die vererbte Erfahrung der Gattung. Eine gegebene bewusste und als zweckmässig befundene Reaction auf einen äusseren Reiz wird durch eine mehrere Generationen dauernde Wiederholung als unbewusste Handlung, denen eine gegebene Anordnung der Nervenzellen vorsteht, vererbbar, Dem Instincte verwandt sind die ohne Bewusstsein sich vollziehenden gewohnheitsmässigen Handlungen, die sich im wesentlichen dadurch von ihm unterscheiden, dass sie im individuellen Leben erworben werden, während der Instinct im Artleben erworben

wird. Dem Instincte verwandt ist ferner das Gefühlsleben, in dem die vererbte Erfahrung der Art als Neigung zu bestimmten Sensationen und Associationen zum Ausdruck kommt, die vom Willen ebenso unabhängig sind, wie die automatischen Bewegungen, aber von höherem Bewusstsein begleitet werden.

Wesentlich für das Zustandekommen des Instincts ist also die Stabilität der äusseren Bedingungen; sobald diese Veränderungen erleiden, ist die instinctive Reaction nicht mehr angemessen. Das Bewusstsein wird zur Hilfe gerufen und ordnet eine neue, den veränderten Umständen adäquate Reaction an. Der Instinct vermag den neuen Anforderungen des Milieus nicht Rechnung zu tragen: er ist das endgültige Resultat der Anpassung der Art, das unterhalb des Bewusstseins keinerlei Correctur erfahren kann; solange aber die vom Instinct geleitete Function zweckmässig ist, käme auch ein Tier mit der höchsten potentiellen Intelligenz mit ihm aus.

Sollte das Weib wirklich mehr zu instinctiven Reactionen neigen, so wäre dafür einzig und allein das Milieu verantwortlich zu machen. Denn wir dürfen uns Instinct und Reflexion nicht in Antagonismus zu einander denken, etwa in dem Sinne, dass eine kraftvolle Intelligenz Vorstösse in das Reich des Unbewussten machte. Das wäre eine durchaus irrige Auffassung. Nicht Antagonismus, Arbeitsteilung besteht zwischen beiden. Wir können kaum um die Annahme herum, dass ursprünglich jede Reaction von Bewusstsein begleitet war.*) Wo immer die Gleichartigkeit der äusseren Bedingungen die Bildung des Instinctes zuliess, hat er sich gebildet durch einen Vorgang, der genau so begreiflich oder so unbegreiflich ist, wie die Entstehung der gewohnheitsmässigen automatischen Bewegungen. Solange der Instinct den von ihm abhängigen Verrichtungen zweckmässig vorstand, hat das Bewusstsein überhaupt nichts hereinzureden gehabt. Nicht von der Reflexion, vom Milieu ging der Anstoss aus zu einer Aen-

*) Die Frage, ob die *erste* Reaction bewusst oder unbewusst war, braucht hier nicht berührt zu werden.

derung. Neuen Daseinsbedingungen gegenüber wird der Instinct unnütz oder schädlich. Das Individuum muss auf eigene Hand Beobachtungen machen und Erfahrungen sammeln und jetzt kommt erst seine Intelligenz überhaupt in Frage. Die kräftige Intelligenz wird sich der neuen Aufgabe gut, die schwache schlecht entledigen, aber immer ist es die durch die äusseren Bedingungen gegebene Unzulänglichkeit des Instincts, nicht das spontane Vorgehen der Reflexion, das diese in Thätigkeit setzt.

In Parenthese sei gesagt, dass der Mensch, bei dem jede Handlung auf Reflexion beruht,der weder instinctive noch automatische Reactionen hätte, ein beklagenswertes Geschöpf wäre. Unsere ganze geistige Entwickelung geht darauf aus, die Acte, denen ursprünglich die Rindencentren vorstehen, den spinalen Centren zuzuweisen, sie unter den Rand des Bewusstseins sinken zu lassen, um das Bewusstsein für neue Eindrücke frei zu halten. Das ist die grosse geistige Erziehung, die uns das Leben giebt, dass es die Handlungen automatisiert, die einst Bewusstsein und Aufmerksamkeit forderten. Der Mensch, der jeden einzelnen Act mit Reflexion ausführte, dessen Rückenmark keiner seiner Handlungen vorstände, wäre ebenso losgelöst von dem Patrimonium seiner physiologischen Erziehung, wie es Robinson auf seiner Insel vom socialen Patrimonium ist. Wie diesem, kostete ihm die elementarste Verrichtung einen derartigen Kraftaufwand, dass er niemals zu höheren Verrichtungen aufsteigen könnte. Er wäre ein ewiges Kind, das nicht ohne Bewusstsein und Aufmerksamkeit gehen, einem Hindernis ausweichen, essen, zählen oder ähnliches thun könnte. Ein solcher Mensch wäre, um es mit einem Wort von Maudsley zu sagen, ein spinaler Idiot. „Je mehr Einzelheiten des täglichen Lebens wir der keine Anstrengung kostenden Hut des Automatismus überweisen können, um so mehr Freiheit bleibt unseren höheren Geisteskräften für ihre eigene und eigentliche Arbeit."*) Die Entwickelung schreitet

*) W. James, The principles of psychology. Macmillan & Co., London 1890, S. 132.

nicht vom Instinct zur Reflexion, sondern von der Reflexion zum Instinct. Der höher entwickelte Mensch ist nicht des Instinctes bar, oder doch der Fähigkeit zu complicierten automatischen Reactionen, sondern im Gegenteil, seine spinalen Centren sind im stande, einer möglichst grossen Zahl zweckmässiger Handlungen vorzustehen, ohne Mitwirkung der höheren Centren, die so ein möglichst hohes Maass von Energie zur Verfügung behalten für all die geistigen Processe, die keine Automatisierung zulassen. Wie die menschliche Gesellschaft ein immer höheres Mass von Intelligenz in Maschinen und Instrumenten materialisiert, so materialisiert sie das menschliche Individuum in seinen niederen Nervencentren. Beide ersparen so Kraft oder mit andern Worten, gewinnen Freiheit.

Man kann also meines Erachtens nicht sagen, dass ein Lebewesen auf einer niedrigen Entwickelungsstufe steht, weil in ihm der Instinct die Reflexion überwiegt. Wohl aber kann man sagen, dass es sich in Lebensbedingungen befindet, die seiner Weiterentwickelung ausserordentlich ungünstig sind. Denn durch die Stetigkeit der äusseren Anforderungen könnten sich die compliciertesten und intelligentesten Reactionen in ihm automatisiert haben; es könnte also auf einer organisch hohen Stufe stehen. Was ihm fehlte, wäre die äussere Anregung zum Weiterbau, der einzig und allein durch die bewusste Intelligenz vermittelt werden kann. Wenn es möglich wäre, ihm diese Anregung während der Dauer mehrerer Generationen fern zu halten, so würden allerdings die den Denkvorgängen vorstehenden Centren durch Nichtgebrauch atrophisch werden. In diesem Falle würde aber diese Art von Lebewesen jeder Veränderung im Milieu erliegen, der eine unendlich viel tiefer stehende sich anzupassen vermöchte.

Wenn das Weib zum grossen Teil mit instinctiven Reactionen auskäme, so brauchte es durchaus nicht potentiell schwachsinnig zu sein; es befände sich nur auf dem besten Wege, es zu werden, nur dass dieser Weg zu lang ist, als dass es ihn im Laufe einer Generation ganz zurücklegen könnte.

Nehmen wir einen Fall, wo die grössere weibliche Instinctsicherheit allgemein anerkannt sein dürfte: das instinctive Werten einer Person, die man ein einziges Mal flüchtig gesehen hat. Es liegt dieser Wertung, deren Resultat uns abgeschlossen aus dem Unbewussten zugeht, sicher ein ausserordentlich complicierter psychischer Vorgang zu Grunde. Sie scheint auch bei einigen einen unglaublich hohen Grad von Zuverlässigkeit zu besitzen, aber nur in dem beschränkten Rahmen, in dem sich heute meist das weibliche Leben abspielt. Ueber die eigene sociale Schicht hinaus wird sie unsicher, im fremden Lande trügerisch und dem, der sich darauf verlässt, gefährlich. Erweitert sich der Rahmen, so ist der Instinct dem Weibe wenig nütze, wie er dem Manne wenig nütze ist. Und in all den Fällen, wo nicht eine krankhafte Verkümmerung vorliegt, lernt dann das Weib auf Grund der Erfahrung seinem Instinct misstrauen und die Reflexion an seine Stelle setzen: es lernt beobachten, Schlüsse ziehen, seine Erfahrungen summieren und allgemeine Sätze daraus ableiten, u. s. w. Es macht also einen intellectuellen Kraftaufwand, zu dem es, wenn es seinen Kreis nicht überschritten hätte, durch nichts angeregt worden wäre. Die für den Aufwand nötige Kraft war potentiell vorhanden, aber sie entwickelte das Denkorgan nicht, sie baute nicht an ihm.

Ist das Weib schwachsinnig, weil es mehr instinctiv als bewusst reagiert, so handelt es sich um erworbenen Schwachsinn, der darum nichtsdestoweniger physiologisch wäre, wie die Blindheit einiger africanischen Maulwurfsarten physiologisch ist. Seine Ursache wäre das unveränderliche Milieu, dem die instinctiven Reactionen angepasst sind, so dass die höheren Denkcentren all der Reize entbehren, die dem schlecht angepassten Individuum durch die Notwendigkeit der Selbsterhaltung zugehen. Dann kann aber das Weib durch Teilnahme am socialen Leben, durch Erweiterung seines Beobachtungsgebietes seinen Schwachsinn los werden, seine Denkcentren erziehen.

Wollte man das leugnen und annehmen, das Weib liesse

sich vom Instincte leiten, obwohl dieser nicht die adäquate Reaction auf den neuen Reiz einleitet — sei es, weil das Nervensystem zu wenig differenciert ist, um ihn in seiner Eigenart den Centren zuzuführen, sei es, weil diese Centren zu einer bewussten Reaction unfähig sind — schliesst man also auf eine potentielle Unfähigkeit des Weibes zur Reflexion als ein ihm physiologisch zukommendes Merkmal, so lässt man entweder absolut im dunkeln, wie es zu diesem Instinct kommt, der ihm die Reflexion erspart, oder aber man setzt eine Involution des Weibes voraus. Einmal muss dieser Instinct doch Bewusstsein gewesen sein.*) Er ist als Reaction der höheren Denkcentren entstanden und von ihnen den niederen Nervencentren überwiesen worden. Die Rindencentren waren also einmal in functionsfähigem Zustande. Wenn ihre Functionsfähigkeit sich jetzt verringert hat, so ist der weibliche Teil der Menschheit zurückgeschritten, während der Mann vorwärts schritt. Da das Weib noch nicht zum vollständigen Automaten geworden ist, so wäre es gerade noch Zeit, diesem Verkümmerungsprocess ein Ziel zu setzen.**)

---

*) Dass das Weib den Instinct erblich vom Manne überkommen hätte, der für ihn keine Verwendung hat und also gewissermassen spinale Centren für die Frau dressiert, weil ihre Hemisphären zu dieser Dressurarbeit nicht taugen — diese Annahme ist so phantastisch, dass man den Vorgang noch billiger mit besonderen Schöpfungsacten erklärt.

**) Es lässt sich nun einwenden, dass in diesem Anderswerden von Mann und Weib eben die höhere Menschheitsentwickelung zum Ausdruck kommt, wie sich in der wachsenden Arbeitsteilung der wirtschaftliche Fortschritt offenbart. Wenn Mann und Weib die Zelle des Gesellschaftskörpers bilden, so differencieren sich innerhalb dieser Einheit die Functionen immer mehr: dem Manne fällt alles dynamische, das ganze Gebiet des bewussten Denkens zu, dem Weibe die plastische Function, während der Kraftaufwand an Reflexion, der auf einer niederen Entwickelungsstufe auch an diese noch gebunden war, durch die Automatisierung der Intelligenz erspart wird. Bis zu diesem Puncte geführt, bis wohin sie übrigens meines Wissens in klaren Worten noch niemand geführt hat, ist diese Ansicht ohne

Das Vorwiegen instinctiver Reaction, das Moebius als für das Weib charakteristisch ansieht, lässt keinerlei Schlüsse auf die geistigen Fähigkeiten des Weibes, wohl aber auf die Stetigkeit und relative Einfachheit seiner Lebensbedingungen zu. Diese wurzeln freilich in der gesellschaftlichen Organisation, die sich auf die biologische Anlage stützt. Aber in dem geschichtlichen Ergebnis ist nicht die potentielle Fähigkeit niedergelegt, sondern nur die Differenz zwischen dieser und den äussern Bedingungen.

---

inneren Widerspruch. Aus ihr folgte, dass das Weib, das eine nur instinctive Intelligenz besässe, auf einer höheren Entwickelungsstufe stände — obwohl, oder gerade weil es zurückgebildet ist — als das mit bewusster Intelligenz begabte. Das Weib mit geistigen Ansprüchen und Fähigkeiten zu corticaler Reaction wäre demnach eine Anomalie, entweder eine pathologische, insofern es männliche Charaktere zeigte, oder eine atavistische, als Rückschlag in die Zeit der minder vollendeten Anpassung. Das Weib wäre normalerweise der „Denkparasit" des Mannes, nur mit einem Minimum bewusster Intelligenz begabt, also unfähig den ungeheuren, beständig sich wandelnden Anforderungen des socialen Lebens mit der eigenen Denkkraft Front zu machen. Sein Leben verliefe in einem seelischen Dämmerzustande, da die Centren des Bewusstseins ihm nur gleichsam als „organe représentatif" verliehen wären, wie es heute die Brustdrüse beim Manne ist, und Spencer hätte Recht mit seinem Worte, das geistige Bedeutenheit der Frau der Milchabsonderung des Mannes vergleicht. Nur ist die immanente Entwickelungsnotwendigkeit, die dieser Differencierung zu Grunde liegt, in keiner Weise zu erkennen. Man kann sich wohl Bedingungen denken, unter denen eine Menschengruppe günstigere Chancen der Selbsterhaltung hätte, wenn ihre eine Hälfte nur assimilierend und gewebebildend den Ersatz für einen ungeheuren Verbrauch stellte. Wenn wir aber von dem bisherigen Gang der Cultur auf ihren künftigen schliessen können, so haben wir mit solchen Bedingungen des Daseinskampfes nicht zu rechnen. Wo bleibt aber die Differencierung, wenn das Weib für die Verringerung seiner Geisteskräfte keine der Rasse nützliche Fähigkeit erwirbt? Wenn seine Fruchtbarkeit keine Steigerung erfährt? Dann liegt keine Arbeitsteilung innerhalb der Zelle vor — da das Weib ja seine ausser Function tretenden Centren nicht dem Manne zuweisen kann — sondern einfach Verkümmerung eines Teiles, ohne irgend welchen Vorteil für das Ganze. Einzig die Auffassung der Geistes-

Der Wert, der dem Weibe auf Grund seiner Geschlechtsorganisation zukommenden intellectuellen Energie, wird durch die Betrachtung des Verhältnisses zwischen Reflexion und Instinct gar nicht berührt. —

Wenn Moebius auch die motorische Inferiorität des Weibes unter dem Capitel vom Schwachsinn behandelt, so ist das vielleicht nicht gerechtfertigt. Da er es thut, mag seine Ausführung hier gestreift werden. Dass das normale Weib auf Grund seiner Geschlechtlichkeit an Muskelkraft hinter dem Manne zurücksteht, ist im Hinblick auf die Constanz dieses Verhältnisses in der höhern Tierwelt nicht zu bezweifeln. Eine Inferiorität des Weibes daraus abzuleiten, ist etwa ebenso begründet, als sie dem Manne zuzusprechen, weil seine Brustdrüsen keine Milch absondern. Dagegen steht es dahin, ob die grössere Geschicklichkeit, die vollkommnere Coordination der Glieder, die den Mann vor der Frau auszeichnen, ein Erziehungsproduct sind oder eine angeborene geschlechtliche Eigenschaft. Die Beobachtung, dass Geschicklichkeit und Behendigkeit im Volke grösser sind, als in den gebildeten Classen, in den südlichen Ländern unvergleichlich viel höher entwickelt sind, als in nördlichen, scheint jedoch darauf hinzuweisen, dass sie uns durch die vorwiegend sitzende Lebensweise verloren gehen. Dass in der Regel Intelligenz und motorische Coordinationsfähigkeit in geradem Verhältnisse zu einander stehen, kann nicht behauptet werden. Ein umgekehrtes Verhältnis scheint mindestens ebenso häufig. Nebenbei gesagt,

cultur als etwas widernatürlichen, dem sich die Menschheit nicht ungestraft ergeben kann, lässt es als ein Mittel ansehen, um die Widerstandsfähigkeit der Rasse länger zu erhalten, wenn der weibliche Teil der Menschheit von den Entartungsursachen verschont bleibt, gleichsam als Mittler zwischen Natur und Menschen, die unabweisbare Verdammung hintanhaltend. Hier finden wir immer wieder eine der „philosophischen" Quellen, aus denen die Gegner der Frauenbewegung schöpfen: die Betrachtung der Cultur und ihrer Voraussetzungen als etwas, das dem Wesen des Menschen nicht angemessen ist und an seiner ihm von der Natur verliehenen Kraft zehrt.

wird die Ansicht des Prof. Moebius, die in der Geschicklichkeit eine Leistung der Grosshirnrinde sieht, durchaus nicht von der Mehrzahl der Forscher geteilt.

Als einen weiteren Beweis der intellectuellen Minderwertigkeit des Weibes führt Prof. Moebius seinen schnellen Verfall an. Es sei zunächst an die eigentümliche Ironie erinnert, die darin liegt, dass Professor Lombroso die Minderwertigkeit gerade aus dem späten Altern und Verfallen des Weibes beweisen will. Lombroso argumentiert bekanntlich in folgender Weise: das Leben des Weibes ist schwerer und schmerzlicher als das des Mannes. Trotzdem erhält sich das Weib länger jung und erreicht ein höheres Alter als der Mann. Daraus folgt also, dass es geringere Empfindungsfähigkeit hat: kraft seiner geringen Sensibilität trägt es mehr Lasten und langt doch weiter mit seiner Lebenskraft.

Moebius entwickelt seinen Gedankengang in folgenden Worten: „Je höher ein Wesen steht, um so später wird es reif. Schon dadurch, dass die Natur den Mann später reif werden liess, als das Weib, hat sie ihn bevorzugt und hat gezeigt, dass sie höher mit ihm hinaus wollte. Noch viel grösser aber wird die Begünstigung des Mannes dadurch, dass er die einmal erlangte Fähigkeit fast bis zum Lebensende behalten darf. Das frühreife Weib hat durchschnittlich nur dreissig Jahre, in denen es vollständig ist. Zunächst bedeutet das Klimakterium ja nur das Aufhören der geschlechtlichen Thätigkeit, indes der Organismus ist eins, und die verschiedenen Functionen stehen in Abhängigkeit von einander. Insbesondere bestehen enge Beziehungen zwischen der geschlechtlichen Thätigkeit und der Gehirnthätigkeit. Erwacht jene, so ändert sich diese, und verschwindet diese, so wird sich diese auch verändern. Jene erste Veränderung ist ein beträchtliches Plus, demnach wird die zweite ein Minus sein.“ (S. 60 u. 61.) Dass Ausnahmen bestehen und manche Frauen bis ins höchste Alter geistig frisch bleiben, erkennt Moebius ausdrücklich an. Aber er spricht auch von der relativen Häufigkeit eines gleich nach der

Heirat einsetzenden Verfalls. Endlich beginnt „auch bei denen, die sich in den ersten Jahren der Ehe gut gehalten haben, der Verfall oft nach einigen Wochenbetten. Wie die Schönheit und die körperlichen Kräfte verschwinden, so gehen auch die Geistesfähigkeiten zurück, und die Frauen, „versimpeln", wie es populär heisst. Oft wird die Sache nicht bemerkt oder stört wenigstens nicht, weil die sogenannten Gemütseigenschaften unverändert bleiben und im gewöhnlichen Leben keine geistigen Anforderungen an die Frau gestellt werden. Der aufmerksame Beobachter aber lässt sich nicht täuschen, und die Thatsächlichkeit dieses Versimpelns wird auch vielfach anerkannt." (S. 59 u. 60.)

Die Beobachtungsergebnisse beider Autoren stehen einander geradezu entgegen. Der eine nimmt das Gegenteil von dem als wahr an, was der andere als Ausdruck der Inferiorität anführt. Dieses Gegenteil liefert ihm aber nichtsdestoweniger einen Vordersatz, der ihn gleichfalls auf Inferiorität schliessen lässt. Auch gelten sowohl Lombroso wie Moebius ihre einander ausschliessenden Beobachtungsergebnisse als teleologisch*): Die geringe Sensibilität des Weibes, weil sie es eine schwere Naturaufgabe willig hinnehmen lässt und die Kraft zu ihrer Durchführung haushälterisch verwertet, was eben im späten Altwerden zu Tage

*) In dem von Lombroso gebrauchten Sinn handelt es sich um eine Zweckmässigkeit, die durch den Mechanismus der Auslese allein sich voll erklären liesse und a priori so einleuchtend ist, dass man zu glauben versucht ist, Lombroso habe von dieser offenbaren Zweckmässigkeit sein Urteil über das Weib deduciert und dabei unbewusst das Beobachtungsmaterial in diesem Sinne gedeutet. Diese Annahme hat um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als es im allgemeinen dem Genius von Lombroso eigen ist, e i n e n Gedanken zu erfassen oder vielmehr von ihm erfasst zu werden und dann in der Interpretation der Thatsachen der Tyrannei dieses herrschenden Gedankens zu unterliegen. Schon seine grundlegenden Arbeiten über die Pellagra lassen diese Entstehungsart erkennen. Die Teleologie von Moebius steht auf einem ganz anderen Blatt. Die ist mechanisch überhaupt nicht zu erklären. (Der frühe Verfall kann doch der Fruchtbarkeit nicht günstig sein — der Verfall nach dem Klimaterium kann in der Rasse so wenig Spuren hinterlassen, wie die Sitte mancher Wilden die alten Weiber aufzuessen.)

tritt, wie der frühe Verfall, weil die Natur mit dem Weibe eben nur den berühmten Knalleffect zu erzielen braucht.

Lombroso stützt sich auf die Sterblichkeitsstatistik, aber es ist nicht zu verkennen, dass er, um dies thun zu können, ihre Daten sehr simplicistisch auslegt. Die Lebensdauer des Menschen darf man nicht als einen Quotienten mit einer feststehenden Grösse, der Lebenskraft, als Dividendus, und zwei schwankenden Werten, der Sensibilität und der Schwere des Daseins als Divisor ansehen. Ganz so einfach ist die Sache denn doch nicht. Der Tod des Menschen ist in der weitaus grössten Zahl der Fälle nicht der Ausdruck der erschöpften, verbrauchten, vom Leiden aufgezehrten Energie der Nervenzellen, sondern Folge einer Störung des organischen Gleichgewichts, welche Störung die Lebenserscheinungen suspendiert und dadurch erst den Tod der Gewebe herbeiführt. Die grössere Vulnerabilität des männlichen Geschlechts ist am stärksten in den ersten Jahren der Kindheit, und es ist wohl nicht unberechtigt, in ihr eine Folge der grösseren Tendenz des männlichen Geschlechts zum Abweichen von der Norm zu sehen, welche Tendenz auch zu Variationen führt, die der Lebenstüchtigkeit in irgend einer Weise Abbruch thun. Es heisst, ein grosses, des eingehenden Studiums würdiges Problem, wie das der geschlechtlichen Sterblichkeitsunterschiede, gewaltsam verkleinern, wenn man es einzig als ein ganz elementares Rechenexempel auffasst.

Sie (die Teleologie) setzt nicht nur einen lieben Gott, sondern die Existenz eines die Auflösung der Ehe erschwerenden Civilgesetzbuches voraus: „Das Weib soll Mutter sein; um es zu werden, muss sie erst einen Mann haben, der die Sorge für sie und die Kinder auf sich nimmt." S. 58. Und selbst eine, mit den Bestimmungen des Civilrechtes rechnende Vorsehung vorausgesetzt, ist die frühe Versimpelung und der Verfall des Weibes schwer als zweckmässig zu verstehen, denn die Schopenhauersche Auffassung, nach der die Natur alle ihre Kräfte auf einen Punct concentriert, um den ganzen Rest des Lebens karg zu bedenken, und gleichsam die Jugendblüte nur durch Angreifen des für das reifere Alter bestimmten Capitals bestreitet, ist unphysiologisch, um nicht zu sagen phantastisch.

Moebius geht von einer Reihe persönlicher Beobachtungen aus, denen in seinen Augen allgemeine Giltigkeit zukommt. In erster Linie scheint es mir aber irrig, Ein busse der Schönheit mit der der Körperkräfte gleich zu setzen. Eine verblühte Frau kann doch nicht als altersschwach gelten. Selten hat eine Frau von 40 Jahren die Reize der 20jährigen behalten. Dass deshalb aber ihre Körperkräfte in diesem Alter normalerweise schon im Schwinden sein sollten, hat wohl noch niemand behauptet. Dass eine gesunde Frau von Naturwegen oft nach einigen Wochenbetten verfällt, das zu glauben, kann man keinem Menschen zumuten. Es ist zu widersinnig, als dass man es annehmen könnte, wenn einen nicht ein überwältigendes Beweismaterial zwingt, in dem sorgfältig alle durch das Unterlaufen pathologischer Elemente bedingte Fehler ausgeschlossen sind.

Gewiss erwartet unzählige Frauen ein frühes Siechtum in der Ehe. Dabei ist aber weniger die Teleologie und die Naturregie mit ihrem Knalleffect schuld, als die Häufigkeit der ansteckenden Geschlechtskrankheiten, und in zweiter Linie die mangelnde Pflege und Hygiene während der Schwangerschaft und im Wochenbett, mit ihren den ganzen Organismus antastenden Folgen. So niederträchtig ist die Natur nicht, dass sie die normale Function straft. Das von Moebius entworfene Bild kommt auf eine zugleich triviale und brutale Weise zu stande. Man gehe doch heim mit solchen Versuchen, teleologisch auszudeuten, was durch rücksichtslose Aufklärungsarbeit zu bekämpfen eine Pflicht ist. Derartige Ausführungen muten mich an, als wolle man zum Schaden den Spott hinzufügen.

Freilich sehen wir, namentlich im Volke, vielfach Frauen im Alter der vollsten physiologischen Reife, die körperlich verfallen und seelisch stumpf sind, ohne organisch krank zu sein. Namentlich auf dem Lande befremdet oft die Kluft, die zwischen Mann und Weib liegt: wir sehen den Mann im vollen Besitz seiner Kraft, während die Frau nichts ist als eine Ruine. Aber man sehe sich auch an, wie dies Ergebnis zustande kommt. Eine solche Frau arbeitet vom frühen Morgen bis in die späte

Nacht, wie der Mann. Nebenbei versieht sie den Haushalt, überwacht die Kinder, sorgt für sie, quält sich mit absolut unzulänglichen Mitteln um ihr Wohl, trägt eine Last, die den Stärksten zu Grunde richten würde. Was Wunders, wenn sie von 40 Jahren aussieht, als hätte sie das Leid der Welt getragen. Man frage sie, wieviel Kinder sie geboren und wieviel von ihnen sie begraben hat — häufig ist dem Manne selbst die Zahl entfallen. Und wem es dann nicht klar wird, dass hier ein Mensch durch ein Uebermass von Mühsal gebrochen ist, wer noch glaubt, ein normales Versiegen der physiologischen Kraft vor sich zu sehen, der kann ruhig das Beobachten aufstecken, denn es fehlt ihm das Nötigste dazu.

Die Streitfrage zwischen Lombroso und Moebius zu entscheiden liegt uns nicht ob. Diese Entscheidung ist auch nur an der Hand eines sorgfältig gesichteten Materials möglich, in dem vor allen Dingen in dem eben angeregten Sinne die krankhaften Veränderungen wie die Ungunst der Umgebung in Rechnung gesetzt werden müssen. Dass überhaupt die Streitfrage besteht, mag uns genügen. Von dem Schwachsinn als einer gelegentlich physiologischerweise in den Jahren der Reife eintretenden Alterserscheinung — einer contradictio in adjecto — ganz abgesehen, können wir vorderhand selbst die Annahme eines frühen Versiegens der weiblichen Denkkraft als unbewiesen erachten.

Auch eine von Voreingenommenheit freie Prüfung der Moebiusschen Beweise scheint mir kein neues Argument für eine in seiner Geschlechtsnatur wurzelnde intellectuelle Inferiorität des Weibes aufzudecken.

Wendet man schliesslich ein, dass die Minderwertigkeit als angeboren und organisch freilich nicht dargethan werden kann, wohl aber als unzertrennliche Folge der Function, die nun einmal das Weib, das trägt, säugt und Kinder gross zieht, notwendig von allen Anregungen absperrt, ohne die die intellectuellen Gaben, wenn sie wirklich vorhanden wären, sich doch nicht

bethätigen können, so haben wir zu erwidern, dass das früher richtig war, aber heute nicht mehr ist. Anregungen sind überall vorhanden, denn man braucht nicht mehr auszuziehen, das Neue zu suchen: es dringt zu uns auf unzähligen Wegen. Wer mit Arbeit überlastet ist, hat nicht Zeit, es zu sehen: dem stumpfen Sinn bleibt es verborgen. Wo aber ein Ueberschuss an Kraft da ist und ein entwickeltes Denkorgan, da wirkt es als Stimulus, regt es an.

Erzogen ist freilich das Denkorgan durch die Not des Lebens, durch den Zwang, sich zu orientieren, um den Gefahren auszuweichen, an den die Existenz gebunden war. Aber heute kommt uns der Zwang auch aus dem inneren Bedürfnis der Orientierung, das wir ererbt haben, und das uns das „ungeheuere Gemenge äussern Daseins“ als beängstigend empfinden lässt, auch wo es keine Gefahren einschliesst. Aus dieser inneren Notlage kommt der Stachel, der zur geistigen Arbeit treibt.

Glaubt man, diese Notlage sei dem Weibe nur suggeriert worden, normalerweise seien seinem Denkorgan derartige Bedürfnisse fremd, so ist es jedenfalls im Hinblick auf das Individuum pädagogisch richtig, — und seiner socialen Ungefährlichkeit gegenüber zu empfehlen —, dem imaginären Bedürfnis zu willfahren, um es los zu werden, wie man einem Menschen, der fälschlich glaubt, das Zeug zum grossen Schauspieler zu haben, am besten die Wege ebnet, weil ihm der Misserfolg leichter sein wird, als die durch ein ganzes Leben geschleppte fixe Idee, um das verkürzt worden zu sein, was ihm als das Begehrenswerteste galt.

V. Geistige Inferiorität als Postulat.

Ist einmal der Beweis potentieller geistiger Minderwertigkeit des Weibes geführt, was ja nach Ansicht vieler Gegner der Frauenbewegung der Fall ist, so sollte im Grunde von weiterer Discussion abgesehen werden. Denn mit ihr ist die absolute Harmlosigkeit der Bewegung dargethan. So wenig eine Agitation, und sei sie noch so eindringlich und fanatisch, dem Menschen Flügel wachsen lässt, so wenig wird sie nicht vorhandene Geistesgaben bilden. Wo nichts ist, hat bekanntlich der Kaiser sein Recht verloren. Niemand sollte also die Frauenforderungen, soweit sie die Bildungsmöglichkeit angehen, mit bereitwilligerem Grossmute gewähren, als dieser Teil unserer Gegner.

Bekanntlich ist dies nicht der Fall. Die meisten unserer Gegner halten eine Bekämpfung der Frauenforderungen für geboten, die von der mehr oder weniger unschädlichen Propagandaschrift bis zum Eintreten für Gesetze reicht, die die Bildungsmöglichkeit der Frau einschränken. Sie vertrauen zwar auf die organische Minderwertigkeit, aber diese gilt — und hier wird die kreuzweise Vererbung herangezogen — nicht für gross genug, dass die von ihr gezogene Grenze genügte. Die äusseren Bedingungen, die die Uebung und Nutzbarmachung der wenigen Fähigkeiten hemmt, sind, auch wenn sie geschichtlich aufgehört haben, notwendig zu sein, naturgeschichtlich — im Hinblick auf die Fortpflanzung — geboten. Sie sind nicht mehr die Folge einer gegebenen Organisation der Production, eines gegebenen Grades geistiger Entwickelung, sondern das Postulat für das Aufziehen einer gesunden Nachkommenschaft.

Und da es dem Verstande der Verständigen nun einmal nicht eingehen will, dass ein Lebewesen mit einem vollentwickelten functionsfähigen Organ ausgestattet sein sollte, dessen Gebrauch bei Strafe der Entartung verboten ist, da hat man diese unserem logischen Gaumen widerstehende Pille — ein weniger geschmackloses Bild fällt mir nicht ein — mit eigenartiger Phantasiehülle überzogen. Es ist eine neue Sünde für das Weib herausgetüftelt worden: Das Weib darf sich nicht ausleben. Nun ist zwar der Trieb, sich auszuleben, allem Lebendigen eigen, da er ja nichts ist als der Glückseligkeitstrieb in moderner Titulatur. Aber dem modernen Worte stellt sich eine widrige mittelalterliche Auffassung entgegen, die in Freude, Wohlsein und Lust etwas Böses sieht, die aus der impotenten Gier der Krankhaftigkeit heraus die Freudigkeit, die Gesundheit ist und Gesundheit bringt, als Sünde verdammt. Es ist eine Frau, die die armselige Asketenmoral für ihr Geschlecht wieder auffrischen will, im Namen der Natur, als könne der Name den Anachronismus der Forderung verschleiern. Laura Marholm stellt das moderne Streben des Weibes dar, als liefe es darauf hinaus, eine Unterschlagung des Individuums zum Schaden der Art auszuführen, einen Fonds von Lebensenergie für persönliche Zwecke zu verbrauchen, der für Artzwecke bestimmt ist.*) Es ist das eine nicht nur unwissenschaftliche, sondern geradezu unsinnige Auffassung. Mit demselben Rechte könnte man von einer Circusakrobatin sagen, sie verbrauche die Muskelkräfte ihrer Kinder,

*) Ohne klar formuliert zu werden, liegt diese Anschauung der ganzen antifeministischen Bewegung zu Grunde. Ausgesprochen finden wir sie bei Laura Marholm, die von den sich geistig ausbildenden Mädchen sagt: „Sie setzen ihr eigenes Capital um und verzehren es zugleich. Wenn sie dann, in ihrer Reife dazu kommen, Kinder zu haben — wie viele schlummernde Gaben, wie viel unangegriffenes Capital können sie ihnen mitgeben? Alles ist schon ausgenutzt, umgesetzt, ausgemünzt.“ (Zur Psychologie der Frau, S. 321.) Und an anderer Stelle (S. 203) sagt die Autorin „dass das Weib jetzt selbst besitzen und geniessen will, was es früher zufrieden war, zu vererben.“

von der mühselig ein Dutzend Kinder aufbringenden Frau, sie greife das Patrimonium an Geduld und Leidenskraft ihrer Nachkommenschaft an.

Solchen Einwänden gegenüber hat man geradezu die Empfindung, als würde einem eine Schlinge von Worten über den Kopf geworfen, die einen würgt. Etwas anderes als eine Kette von Wortassociationen hat man nicht vor sich. Aber selbst gegen diese Form der Beweisführung, die keine ist, muss man die Stimme erheben, denn wir leben in der That in einer leicht zu suggestionierenden Zeit, in einer Zeit, wo viele müde sind und ihren Rest von Streben und Mut vielleicht gern durch den alten Singsang vom Entsagen einlullen liessen. Nachdem man mit so vieler Mühe die Prediger der Opferwut und Selbstverläugnungsakrobatik aus der Moral vertrieben und ihre Kasteiungen als das dargethan, was sie sind: als widernatürliche Formen der Befriedigung natürlicher Triebe, ist es wirklich nicht wünschenswert, sie als Postulate der Physiologie wieder antreten zu sehen.

Die Entsagerei hat mit der Frage gar nichts zu thun. In der Mutterschaft besitzt und geniesst das Weib auch. Sie stellt eine der vollkommensten Formen des Sichauslebens dar, um die das Weib nicht ohne schwere Schädigung verkürzt werden kann. Ein Antagonismus zwischen dem Wohle der Art und dem des Individuums ist hier so recht bei den Haaren herbeigezogen worden. In Wirklichkeit besteht eine innige Solidarität der Interessen. Was in uns steckt, muss genützt werden, damit wir es vererben können. Einen anderen Mechanismus aufsteigender Vererbung kennen wir nicht.

Das Gehirn ist, wie jedes andere Organ dazu bestimmt, zu functionieren: es ist durch seine Function entstanden, erhält sich durch sie und vervollkommnet sich durch sie. Da das Weib auch die den höheren Denkfunctionen vorstehenden Windungen hat, ist schlechterdings nicht abzusehen, warum es sich vor all den Reizen hüten sollte, die die in seinen Zellen gebundenen Kräfte auslösen.

Um diese Auffassung kommt man nur herum, wenn man,

wie Professor Moebius dies thut, in der Civilisation etwas Krankmachendes sieht, das „die Quellen des Lebens abgräbt". (S. 55.)

Der Gegensatz zwischen Gehirnthätigkeit und Fruchtbarkeit wird hier mit Unrecht angezogen. In diesem kommt ein biologisches Grundgesetz zum Ausdruck, das sich normalerweise in der ganzen Tierwelt geltend macht. Was Prof. Moebius aber als Folge der Gehirnthätigkeit des Weibes sieht, ist Krankheit, steht also auf einem ganz anderen Blatt. „Die modernen Närrinnen sind schlechte Gebärerinnen und schlechte Mütter." (S. 53.) „Die Kinder der Gehirndamen sind schwach und es fehlt an Muttermilch." In diesen und ähnlichen Behauptungen ist von nichts anderem die Rede als von Entartung. Die angeführte Wertung der Civilisation als richtig vorausgesetzt, lassen sich die Folgen zweifellos logisch ableiten. Wir haben von vornherein Abstand genommen, uns mit Einwänden auseinanderzusetzen, die durch ihre Voraussetzungen gegen unsere Ausführungen stichfest sind. Ist die ganze Culturentwickelung dem Menschen unheilvoll, so wird es der Intellectualismus ganz gewiss sein. Wer diese Auffassung nicht teilt, dem muss es aber doch a priori als unwahrscheinlich und im Hinblick auf das Fehlen jeden Analogiefalles geradezu als unmöglich erscheinen, dass die Uebung eines functionsfähigen Organs krankmachend sein könne.

Aus mystischen Höhen, wo von Naturforderungen, Hingabe an Artzwecke und ähnlichem die Rede ist, steigt man hier wieder auf den alltäglichen, aber doch so fruchtbaren Boden der Gesundheitslehre.

Nicht der Gebrauch des Gehirns, sondern der Missbrauch, der geistige surmenage greift ein Gut an, das wir intakt abzugeben verpflichtet sind: die Gesundheit. Kein Organ scheint so schwer durch Ueberanstrengung geschädigt zu werden, wie das Gehirn, auch weil kein anderes so leicht über die warnenden Anzeichen der Ermüdung fortzutäuschen ist. Aber das gilt vom Gehirn des Mannes wie von dem des Weibes, ja, es scheint in höherem Masse vom Manne zu gelten, der nach den Unter-

suchungen von Orchansky die organischen und functionellen Störungen in schwererer Form vererbt, während das Weib seine Krankhaftigkeit wie alle seine Abweichungen von dem Typus in abgeschwächter Form auf die Nachkommen überträgt.

Die Frau soll nun aber gerade das wieder gut machen, was der Mann durch seine Ueberarbeit schlecht gemacht. Der Gehirnmann braucht das Rückenmarksweib, um es überhaupt noch zu einer halbwegs präsentablen Descendenz zu bringen. Das mag im Sonderfall ein richtiges Kriterium bei der Ehewahl eines durch intellectuelle Ausschweifungen heruntergekommenen Gelehrten sein. Aber im Princip von den Frauen Verzicht auf das intellectuelle Entfalten zu fordern, weil die Männer unter den sog. Gebildeten ein durch chronische Ueberarbeit krankes, mit Ermüdungsproducten überladenes Denkorgan haben, das ist unbillig. Wollen wir zum Kampf der Classen den der Geschlechter hinzufügen, so haben wir hier eine Ausbeutermaxime: kein in der Gehirnarbeit geübtes Weib, damit der „Gehirnwüstling" von der Rasse vertragen werde. Kaum sind wir aus der Ueberschätzung der sexuellen Unberührheit heraus, an der sich der Roué wieder sittlich heben sollte, so wird die intellectuelle Enthaltsamkeit des Weibes gefordert. Bei einem so plumpen Naturcorrectiv, dessen Resultate noch dazu äusserst zweifelhaft sind, lasse man die Physiologie ruhig aus dem Spiel. Wer im Ernst dazu rät, der macht sich nur zum Fürsprecher des Egoismus, der ein Geschlecht zu Gunsten des anderen verkürzen will. Gebrauch für alle, Missbrauch für keinen, das ist in dieser Frage die einzige Richtschnur, die die Billigkeit an die Hand giebt.

Nun ist aber das Weib nicht nur Gebärerin, von der eine physiologische Leistung verlangt wird. Eine viel höhere Anforderung stellt die Pflege des Kindes. Sollte es nun vielleicht die psychologische Eignung zu dieser Aufgabe durch Hebung seiner Geistesthätigkeit einbüssen? Sollte die Kinderpflege und Erziehung geistiges Dämmerleben des Weibes voraussetzen?

Das Grossziehen der Kinder scheint vielen eine gar stupide

Sache, in die beileibe weder Nachdenken noch System gebracht werden darf. Nach Professor Moebius kann es ohne Schwachsinn nie und nimmer was Rechtes werden. Wenn es Schwachsinn ist, seine kleinen Kinder lieb zu haben und der Kärglichkeit ihrer Lebensäusserungen unendliches Interesse, der Mannigfaltigkeit ihrer Bedürfnisse unendliche Geduld entgegenzubringen, so glaube mir Professor Moebius, dass auch die intellectuellste Frau ein gerüttelt und geschüttelt Mass davon übrig behält. Ist doch der Mutterinstinct die fundamentale Bedingung alles höheren Lebens! Wo wir den entarten und pervers werden sehen, da können wir getrost eine tiefgehende Entartung des ganzen Organismus annehmen. Ohne diese wird auch die verrückteste Erziehung mit dem Mutterinstinct nicht fertig. Latente Entartung mag durch sie geweckt werden, aber dafür wollen wir der verrückten Erziehung danken, die verhindert, dass sie in einer neuen Generation „patent" in die Erscheinung trete. Die Gegner der Frauenbewegung halten sich für die berufenen Ritter der „Allmutter Natur", deren guten Ruf sie nach Kräften wahren, der sie aber nicht einmal das zutrauen, dass sie ihre Urzwecke durchzusetzen versteht, sondern für die sie in Sorge sind, sie werde sich von der ersten besten überspannten Person ihren ganzen Plan verpfuschen lassen. Wir glauben nicht — und stützen uns dabei auf Erfahrung und Logik zugleich —, dass eine neue Errungenschaft wie der Intellectualismus eine seit ungezählten Generationen erworbene und befestigte, wie den mütterlichen Instinct, im gesunden Individuum beeinträchtigen kann. Die Befürchtung, dass die Geistesthätigkeit des Weibes seiner Mutterliebe Abbruch thun könnte, halten wir für absolut phantastisch und etwa ebenso grundlos, wie die Besorgnis, der Intellectualismus könnte den Selbsterhaltungstrieb des Individuum veröden lassen.

Dass die Mutterschaft von der Pflege des Säuglings an eine intellectuelle Durchdringung nicht zuliesse, kann nur von dem behauptet werden, der überhaupt keine Studien am Object gemacht hat. Die stupideste Arbeit lässt sich geistig durchleuchten.

Warum sollte das Schauspiel der Entfaltung des Lebens, das auf so viele Probleme hinweist, den Schlüssel zu so vielen Fragen birgt, den durch Schulung und Uebung anspruchsvoll gewordenen Intellect unbefriedigt lassen, wo noch die Elementarkraft der Liebe dazu kommt, um die Beobachtung interessant und dankbar zu machen? Und dass in der Kinderstube der Schwachsinn besser walten müsse, als Intelligenz und Reflexion, dafür wüsste ich einen Grund nicht abzusehen. Das Aufziehen der Kinder hat das mit jeder anderen menschlichen Thätigkeit gemein, dass es Selbstüberwindung kostet. Es ist doch wohl kindisch, zu denken, dass es um so besser gelingen müsste, je weniger differenciert und bewusst, je unentwickelter die Persönlichkeit der Mutter ist, je weniger diese also zu überwinden habe. Sich differencieren heisst, dem Leben eine grössere Wahrnehmungsoberfläche bieten, es heisst nicht, einen Teil der Lebensäusserungen zu nehmen, um dem anderen zu geben, oder gar den Schwerpunct der Individualität verlegen. Mit dem Ausbau der Individualität geht die steigende Fähigkeit zur Selbstbeherrschung Hand in Hand. Und wenn mit ihm das Schweifende, ins Weite Verlangende, das Uebertierische im Menschen wächst, das die Hemmung mehr empfinden lässt, so wird ihm normalerweise in der bewussteren Disciplinierung des Verlangens und vor allem in der Vertiefung und Verfeinerung der Muttergefühle ein Gegengewicht geschaffen. Es ist irrig, zu glauben, dass schwachsinnige Menschen geduldiger seien als intelligente. Krankhaft schwachsinnige sind es nachgewiesenermassen nicht, Kinder nicht und Wilde auch nicht. Ohne Geduld kann man aber keine Kinder erziehen.

Nun mag einer einwenden, Geduld sei nur erforderlich, wo das Gefühl von etwas Lästigem, Schwerem, Anstrengendem, von etwas, das erduldet werden müsse, sich geltend macht. Es sei aber gerade der Vorteil des Schwachsinns, dieses Gefühl nicht aufkommen zu lassen.

Diese Auffassung beruht auf dem Gedanken, dass eine so natürliche Function wie das Aufbringen des Kindes „von Natur“

eine einzige Kette von Lustempfindungen sein müsse. Eitel Lust und Freude ist nun das Aufziehen der Kinder wahrhaftig nicht, so wenig es die Berufsarbeit oder irgend eine andere Sache auf der Welt ist. Es heischt Selbstbeherrschung und Selbstzucht, wie jede fortgesetzte Verrichtung. Die Sentimentalität der Fernstehenden taucht leicht alles in rosa Licht und wo sie Zwang und Mühsal sieht, da wittert sie gleich Widernatur. Aber die Natur verträgt sich sehr gut mit Zwang und Mühsal und weit schlimmeren Dingen. Sie ist sparsam und lässt alle Functionen, die keinem Wechsel von Lust und Schmerz unterworfen sind, sich unter dem Rande des Bewusstseins vollziehen. Die Freude an den Kindern hat sie an Arbeit und Selbstaufopferung gebunden, nicht nur beim Menschen, sondern auch beim Tiere.

Die Mutterschaft strahlt weder spontan Schwachsinn aus, noch setzt sie ihn als Nährboden voraus. Sie hat es mit allem anderen menschlichen Thun gemein, dass sie mit System, Nachdenken und Selbstcontrolle, aber auch halbbewusst, auf augenblickliche Anregung hin erfüllt werden. Auch der Schwachsinn bringts manchmal glücklich zu stande. Aber dem Schwachsinn in der Kinderstube eine besondere Function anzuweisen, das ist etwa ebenso, als wenn man die Blindheit der Hühner als vorteilhaft für das Körnerfinden ansieht. Aber auch ausserhalb der Kinderstube thut es der Schwachsinn allein nicht. Man vergegenwärtige sich doch die unermessliche Summe von Leid, die aus Unkenntnis und Unwissenheit kommt. Ich meine hier nicht, dass die Mutter das Leben und die Wunderthaten jeden Bazillus kennen müsse, aber Einsicht in die leiblichen und sittlichen Gefahren, die unsern Kindern drohen, eine Einsicht, die nicht ethisch, sondern hygienisch gefärbt sein muss, die thut wahrhaftig not. Not thuts, zu wissen, dass die sittliche Erziehung bei der leiblichen anfängt, dass aus Wald und Haide mehr Widerstand gegen „Versuchungen" zu holen ist, als aus der Kirche, dass es dem heranwachsenden Menschen besser ist, die geschlechtlichen Thatsachen in ihrer reinen Natürlichkeit

und Ehrwürdigkeit kennen zu lernen, als um die in ein conventionelles Lügengewebe gekleideten in lüsterner Neugier herum zu schnuppern. Kein Naturinstinct steht der Frau bei der Erziehung ihrer Kinder zu Mitgliedern einer civilisierten Gesellschaft zur Seite, sondern nur eine versteinerte Ueberlieferung, die zum grossen Teil als von der supremen Sinnlosigkeit inspiriert gelten kann. Es gehört schon eine positive intellectuelle Kraftleistung dazu, sich von dieser Tradition zu befreien.

Wir wissen alle, dass unter der heranwachsenden Generation manches faul ist und das schon von einem Alter an, das noch nicht dem Einfluss der Mutter entwachsen sein sollte und ihm auch noch nicht entwachsen wäre, wenn sich nicht die breite Kluft der Bildungsverschiedenheit zwischen Mutter und Kind aufthäte. Wieviel Lässigkeit in der Vorbeugung, wieviel Widersinn und Härte in der Bekämpfung jugendlicher Fehltritte ist nicht auf Rechnung mütterlichen Unverstandes zu setzen, der im Schatten der intellectuellen Unberührtheit des „Naturweibes“ gedeiht!

Und alle, die über geistigen surmenage der Jugend klagen, die sollten nicht vergessen, einen wie grossen Teil der Schuld die geringe Bildung der Mutter trägt. Verhängnisvoller als die Unkenntnis der Hygiene der geistigen Arbeit ist hier die Ueberschätzung der Aneignung von Wissenselementen, der Buchgelehrsamkeit, in ihrem theoretischen und praktischen Wert. Die falsche Wertung der Sprachkenntnisse, der zu Liebe so viele Kinder geschunden werden, gehört auch hierher. Fremde Sprachen zu kennen, scheint mir mit Bildung ebenso wenig zu thun zu haben, als etwa das Bescheidwissen in einer Stadt.*) Es ist wie dieses — allerdings in vergrössertem Massstabe — unter Umständen eine nicht zu unterschätzende Annehmlichkeit, aber immer muss der für das Erlernte erlegte Preis diesem beschei-

*) Eine fremde Sprache zu kennen gehört allerdings meines Erachtens zur Bildung, da ohne diese Kenntnis einem das Wesen der eigenen Sprache verschlossen bleibt.

denen Werte entsprechen. Gerade der Frau, die nie über Ploetzens Grammatik oder ähnlichen Marterbüchern gestöhnt hat, imponiert das bischen Französisch, das ihr Kind aus der Schule mitbringt, über die Massen und sie hält jede Vocabel für eine direct vom Baume der Erkenntnis gefallene Frucht. Dass man das Verlorene überschätzt, gilt auch vom Wissen. Der traurige Cultus der Schulgelehrsamkeit, der in einer kurzsichtigen, müden und blutarmen Generation seine unfreiwilligen Blutzeugen hat, ist der Unbildung der Erzieher, vor allem der Mutter zu danken. Wo immer wir Kinder sehen, deren Schulleistungen zum Gradmesser der häuslichen Glückseligkeit gemacht werden, die entweder von grundloser Eitelkeit gebläht oder mit erbarmungsloser Fuchtel gehetzt werden, da kann man sicher sein, dass an ihnen die Unbildung der Eltern heimgesucht wird. Die Verhimmelung des in der modernen französischen Litteratur mit Recht verhöhnten „fort en thème“ ist Sache derer, die Anlage oder Erziehung unter die geistig Armen verwies. Man gebe der Frau eine breite und gründliche Bildung und ein grosser Teil dieser verhängnisvollen Treibhauscultur wird verschwinden. Es werden wenigstens nur noch jene ihre Kräfte daran setzen, von denen der Volksmund sagt, dass sie nicht alle werden.

Es liesse sich noch durch andere Hinweise auf die Function des Weibes als Erzieherin darthun, dass es geradezu ruchlos ist, vom weiblichen Schwachsinn als Postulat zu sprechen, aber es ist hier nicht der Ort, auf Einzelfragen einzugehen. Nur von einem allgemeinen Gesichtspuncte aus möchte ich die Teilnahme der Mutter am Geistesleben ihrer Zeit noch beleuchten.

Nach einem schönen Worte Nietzsches soll sich der Mensch nicht nur fortpflanzen, sondern hinauf. Die ganze Tragik der Elternschaft als Culturfunction liegt in diesen Worten. Unsere Kinder müssen anders sein, als wir, Welt und Menschen anders gegenüberstehen, weil ihr Ausgangspunct ein anderer, ihre Zeit eine andere, ihre Mission nicht die unsere ist. Die Kinder sollen nicht ein Abklatsch der Eltern sein, sondern neue Menschen, zu

neuer Aufgabe berufen. Es ist dies eine Forderung der Kulturentwickelung, die den rein triebhaften Elterngefühlen in hohem Masse schmerzhaft ist, gegen die sich diese vielfach auflehnen. Die Erkenntnis ihrer Notwendigkeit ist Frucht der Reflexion. Wie viel Energie wird nicht in dem hoffnungslosen Beginnen verschwendet, die kommende Generation in dem Kreise zu erhalten, den die vom Schauplatze abtretende durchlaufen hat! In der Mehrzahl der Fälle ist es die Mutter, deren Verständnislosigkeit den Kindern hemmend wird. Wir sehen so den fruchtbarsten aller Instincte, den der Mutterliebe, in der Wirkung sich in sein Gegenteil verkehren, weil er nur Instinct bleibt, auf das hilf- und ratlose Kind berechnet und seiner physiologischen Aufgabe beraubt, quälend und gequält den Erwachsenen einschnürt, den er als Kind mit unendlicher Sorgfalt umgab, dem er die Kraft und Gesundheit sicherte, deren Aeusserungen dann die Mutter weder Verstehen noch Achtung entgegenbringt. Die rein triebhafte Mutterliebe genügt beim Menschen nicht, weil die Liebe sich über die Zeit des Bedürfnisses nach mütterlicher Pflege hinausdehnt. Ohne eine Durchsetzung der Triebhaften mit Intellectuellen wird die notwendige Kluft zwischen „Vätern und Söhnen", zwischen Eltern und Kindern, als böse und schmerzlich empfunden. Was uns an das tragikomische Bild des Huhnes gemahnt, das Enten ausgebrütet hat, ist in der Nähe betrachtet eine echte und rechte Trägödie, deren tragische Schuld allein in der Verkümmerung des intellectuellen auf Kosten des reinen Gefühlslebens liegt. —

Vom biologischen Standpunct ist das Weib, nachdem es seine Kinder geboren und erzogen hat, überzählig geworden. Was das Leben ihm noch bringt, ist für die Rasse belanglos. Im Gesellschaftsleben übt aber jeder Mensch, so lange er lebt, einen gewissen Einfluss aus: er kann nicht glücklich und lebensfroh sein, ohne etwas davon auf die Mitmenschen auszustrahlen, wie er nicht elend und trüben Sinnes sein kann, ohne dass seine Depression niederdrückend auf die wirkt, die mit ihm in Berührung kommen. Deshalb muss für das Gesellschaftsleben auch das Wohl oder Wehe des alternden Weibes in Betrag

kommen, wenn man schon einmal sociale Normen aufstellen will, um die sich anbahnenden Tendenzen gut zu heissen oder zu verwerfen.

Das Weib soll in erster Linie Mutter sein, und dazu braucht es angeblich nichts, als seinen von keines Gedankens Blässe angekränkelten Instinct. So beschaffen spinnt es dann seine Kinder ganz in seine Mutterliebe ein, verankert sein ganzes Selbst, all sein Glück, seines Lebens Sinn und Inhalt in ihnen, um dann ihrer über die Kinderstube hinausgehenden Entwickelung in angstvoller Verständnislosigkeit zuzusehen. Der notwendige Prozess ihrer Loslösung zu eignem, selbständigen Leben ist der Mutter unendlich schmerzhaft und lässt ihr nichts als Verödung. Ein Geistesleben hat sie nicht, die Kinder selbst werden ihr fremd in dem, was das Persönlichste und Wertvollste an ihnen ist. Ihr bleibt nur die Verwundbarkeit der Mutterschaft, ohne irgend welche Genussfähigkeit. Sie steht wirklich verlassen, wie die „Knechtin" in dem Gedicht von Henry Mackay „an ihres verlorenen Lebens einsamen Borden". Dass bald der Vorhang vollständiger Verblödung die matt erleuchtete Bühne des Bewusstseins verdeckt, ist wirklich tröstlich zu denken. Für Prof. Moebius, bei dem wir die Grundlinien zu diesem Bilde finden, ist zweifellos das Schreckliche eines solchen Lebens nur für den Beschauer vorhanden. Die Empfindung erlischt spontan, wenn die Function, an die sie gebunden ist, gegenstandslos wird, etwa wie die Muttermilch zurückgeht in dem Masse, wie sich die Verdauungskräfte des Kindes heben. So gut ist aber das Seelenleben des Weibes nicht an seine Mutterschaft angepasst. Die Mutterliebe überlebt die Kinderstube. Wenn aber die Augen des Weibes nur auf die Dimensionen dieser Kinderstube eingestellt sind, so findet es sich ausserhalb nicht mehr zurecht und belastet, je nach dem individuellen Charakter, entweder die Kinder oder sich selbst.

Wenn man zwischen Schwachsinn und Intellectualismus als Postulät abwägen will, muss man auch das in Rechnung setzen.

Es ist nicht recht zu verstehen, wie man dazu kommt, im Fehlen von Geistesgaben einen Vorteil für die Mutter zu suchen. Vielleicht erklärt es sich dadurch, dass fast ausschliesslich der Mann über die Mutterschaft schreibt, die ihm Jugenderinnerungen verklären und triviale Momentaufnahmen des Alltagslebens verzerren und lächerlich machen. So erweckt das Wort: „Kinderstube" traumhaft verschwommene Kindheitserinnerungen voll friedlich-mystischen Zaubers und ein prosaisches Bild einer unruhvollen Wüstenei, an die sich der Gedanke an allerlei unappetitliche Verrichtungen, an Kindergebrüll und ähnliches anreiht. Um sich da wohl fühlen zu können, sagt sich der Mann, da muss man wahrhaftig stumpfsinnig sein. Die Frau fühlt sich nun zwar auch nicht in dem Masse wohl, wie der Mann a priori annimmt; aber auch nicht in dem Masse geplagt, wie es der Mann an ihrer Stelle wäre, weil ihm die Kinder weniger nahe stehen, als der Mutter und er die strenge Geduldsschule nicht durchgemacht hat, die für die Frau mit der Geburt des ersten Kindes beginnt.*) Was als spontane Aeusserung des Schwachsinns erscheint, ist — allerdings unter kräftiger Mithilfe der Mutterliebe — erst geübt und erlernt worden.

Wenn sich nun für den Mann zu der theoretischen Verherrlichung der Mutterschaft eine praktische Geringschätzung ihrer Forderungen gesellt, wie das geradezu grotesk in der Moebiusschen Broschüre hervortritt, so liegt ein zweifaches Missverstehen vor. Die Summe von Selbstaufopferung, die jedes Kind von der Mutter fordert, erscheint dem Mann so übermässig gross, dass er die Fähigkeit, sie zu leisten, dem Weibe nur auf Grund einer mystischen Kraft zuspricht und sie ganz ausserhalb seines sonstigen Werts stellt, ausserhalb dessen, was es durch Anstrengung und Willensaufgebot durchsetzt. So gilt ihm die Mutterschaft als ein hohes und hehres Mysterium, dessen Träger das Weib ist, ohne es zu erfassen. Vor dem Mysterium beugt er

*) Viele junge Mädchen, die später gute Mütter werden, sind in der Kinderstube ebenso schlecht zu brauchen, wie der Mann.

sich, aber in seiner mystischen Vollkommenheit lässt es keinerlei Erhebung zu, wie es Trivialität, Unwissenheit und Enge nicht zu verkleinern vermögen.

Die tägliche Beobachtung scheint diese Auffassung zu bestätigen. Der Mann sieht all die unendliche Mühe, die das Aufbringen eines Kindes kostet, den steten Kraftaufwand, die warme gelinde Kraft der Mutterliebe. Er sieht, wie sie das Kind einhüllt und hegt, gleichgiltig, ob die Mutter arm oder reich, arbeitsbelastet oder müssig, dumm oder klug, elend oder glücklich ist. Er sieht eine Urfunction vor sich, die mit elementarer Kraft die Individualität durchbricht. Er sieht Opferwilligkeit und Hingabe in Frauen, denen ausserhalb ihrer Mutterschaft kein Wert zukommt. Er sieht Leistungen, denen er nicht gewachsen wäre, von Müttern vollbringen, die in allen anderen Beziehungen schwach sind und blöde, ohne Mut und Willen, ohne Verständnis und Güte.

Und so kommt der Mann zu dem Schluss, dass alles von Naturwegen in sicheren Händen sei. Wenn sich Reflexion, Erziehung, klare Zwecksetzung hineinmischen, so meint er, das Natürliche würde nur verpfuscht werden. Anstatt seiner inhärenten Kraft und triebhaften Sicherheit zu vertrauen, glaubt er, dass die Cultur es nur lähmen und irrmachen könnte.

Nun ist aber das Triebhafte, das durch unzählige Generation Gefestigte und Gestärkte, nur die Mutterliebe. Aber die Liebe ist nicht alles; sie ist das unentbehrliche, wie die treibende Kraft der Maschine unentbehrlich ist, ohne dass darum deren Beschaffenheit selbst belanglos wäre. Es ist keineswegs belanglos, ob die intellectuellen Mittel, mit denen die Mutter das Gedeihen des Kindes überwacht, der Aufgabe adäquat sind oder nicht. Die Mutterliebe lehrt wohl, alle vorhandenen Energien für die Erhaltung des Kindes aufbieten, aber wenn nicht die Fähigkeit des Beobachtens, Denkens und Schliessens erzogen und geübt ist, so kann aller gute Wille sie nicht ersetzen. Die instinctiven Reactionen der Mutter beziehen sich auf die allereinfachsten Schutzbewegungen. Für die complicierte Reaction,

die das Gesellschaftsleben beansprucht, fehlt jeder instinctive Rückhalt. Ressourcen unbewusster Intelligenz sind nicht vorhanden. Gerade die Allgemeinheit der Mutterliebe und die Verschiedenheit ihrer Resultate, die nicht allein der wirtschaftlichen Unzulänglichkeit, sondern mehr noch der verschiedenen Fähigkeit, die vorhandenen Mittel zum Besten des Kindes zu nützen, entspringen, zeigen den Einfluss des individuellen Wertes der Mutter an. Ein schwachsinniger Mensch, den man für die Kinderstube postuliert, ist jeden individuellen Wertes bar. Man entkleide die Mutterfunction ihres mystischen Gewandes und stelle sie allen anderen bewussten Verrichtungen gleich, die grössere Chancen günstigen Ausgangs zeigen, je kräftiger und leistungsfähiger die Intelligenz ist, die ihnen vorsteht. Es ist Zeit dazu. Vielleicht wird etwas von dem stereotypen Cultus der Mutterschaft dabei draufgehen: die Mutter aber wird gewinnen und die Kinder noch mehr.

VI. Bedeutung der Geistesbildung des Weibes für das Gesellschaftsleben.

Was kommt nun für die Gesellschaft bei der Teilnahme des Weibes am intellectuellen Leben heraus?

Diese Frage weist uns in erster Linie auf eine andere: auf die Wirkung der Erziehung im allgemeinen und auf die Erziehbarkeit des Menschen durch die Intelligenz im besondern.

Was nun die Möglichkeit der Erziehung im allgemeinen betrifft, so wird diese vielfach geleugnet, welcher Standpunct für unsere Frage in zweifacher Weise von Bedeutung ist. Einmal, weil er es ausschliesst, dass das Weib durch eine andere Erziehung die Eigenschaften erlangen würde, deren Mangel die Frauenrechtler auf die Enge der Umgebung zurückführen, während er in Wahrheit angeboren und nicht aufzuheben wäre. Dann noch, weil das Weib als Mutter ruhig bei der empirisch-traditionellen Erziehungsmethode bleiben könnte, da durch diese dem angeborenen und unveränderlichen Charakter ebensowenig und ebensoviel etwas anzuhaben ist, wie durch eine Erziehung, die von einer gründlichen Kenntnis der Psychologie und Pädagogik getragen wird. Ein intellectuelles Durchleuchten der Mutterschaft und Erziehungsfunction wäre social bedeutungslos.

Es ist befremdend, dass nach Lamarck und Darwin der Einfluss der Erziehung, der doch nur eine Sonderform des Einflusses der äusseren Umgebung ist, in Frage gestellt werden kann. Und in der That geschieht es von denen, die von einem wesentlichen Element der Lamarck-Darwinschen Theorie abstra-

hieren, von den Neodarwinisten, zunächst von Weismann selbst, dann von Kidd, Lapouge u. a. m.*) Professor Moebius drückt die Meinung aus, ein hohes Vertrauen auf die Erziehung als umgestaltende Macht gehöre ins achtzehnte Jahrhundert. Wenn das richtig ist für die Erziehung, die sich mit dem Uebermitteln von Moralsätzen begnügt und davon die Umgestaltung der Menschen erwartet, so gilt es nicht von einer Erziehung, die anstatt von der Freiheit des geistigen Menschen den Einflüssen seiner Umgebung gegenüber auszugehen, von seiner Abhängigkeit ausgeht und ihre starke Position hat gerade in der Erkenntnis der mannigfaltigen Gebundenheit des Menschen an sein Milieu, seiner Bedingtheit durch Klima, Ernährung, Lebensweise u. s. w. Der Glaube an diese Erziehung ist eng verbunden mit einer Theorie, die dem Geistesleben des XIX. Jahrhunderts den Stempel aufgedrückt hat, mit der Descendenztheorie. Dass die Erziehung nicht Fähigkeiten schafft, sondern nur etwa vorhandenen Entwickelungsmöglichkeit bieten kann, ist nicht ein persönliches Pech dieser Disciplin, sondern eine allem menschlichen Thun eigene Beschränkung.

Bekanntlich ist Schopenhauer der bedeutendste Vertreter der Lehre von der Unmöglichkeit, den Charakter des Menschen durch die Erziehung zu ändern, welche Lehre ein französischer Autor als für das deutsche Volk ebenso verderblich erklärt, wie eine verlorene Schlacht.**) Aber was Schopenhauer für unveränderlich und angeboren hält, ist nur der moralische Wert des Menschen, nicht sein Handeln, von dem er ausdrücklich sagt,***) dass es modificierbar ist, indem man „den Kopf aufhellt, die Einsicht berichtigt, den Menschen zu einer richtigeren Auffassung des objectiv Vorhandenen, der wahren Verhältnisse des

*) Diese leugnen bekanntlich die Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften, also jeden tiefgehenden Einfluss des Milieus. Es ist daher durchaus logisch, dass sie ihn auch in der besonderen Form der Erziehung nicht gelten lassen.

**) Jules Payot, l'éducation de la volonté, 11. Aufl. Alcan. Paris 1900.

***) Ueber die Grundlage der Moral, § 20. (S. 254 der zweiten Brockhausschen Auflage).

Lebens bringt". Schon damit allein könnte man sich zufrieden geben: die Gesellschaft wertet den Menschen nach seinem Thun, das allein für sie in Betracht kommt. Aber vor allem muss man sich klar machen, dass dieser Charakter als etwas unwandelbar Gegebenes, das mit dem ewigen Wandel des äusseren Lebens nach unveränderlichen Gesetzen Verbindungen eingeht, ein metaphysisches Hirngespinnst ist. Es ist eine eigene Ironie, dass gerade Schopenhauer dieses wieder zu Ehren bringen musste. Denn gerade dieser Denker hat, indem er das Mitleid als die Grundtriebfeder aller Sittlichkeit kennen lehrte, den Weg zu einer physiologischen Interpretation der ethischen Thatsachen frei gemacht, die auf der Wesensgleichheit der Fähigkeit des Leidens und der des Mitleidens beruhte und die sittlichen Gefühle als natürliche Ausläufer der im Dienste der Selbsterhaltung grossgezogenen physiologischen Sensibilität verstehen lehrte. Als Kern seiner eine unveränderliche Grösse darstellen sollende „Empfänglichkeit, sich durch gegebene Motive anregen zu lassen" erkannte Schopenhauer die schlichte physiologische Fähigkeit, Schmerz zu empfinden und nach aussen zu projicieren, nicht, sonst hätte er ihr wohl kaum die Wandelbarkeit abgesprochen, die allem Lebendigen zukommt.

Das scholastische „operari sequitur esse", das auch Schopenhauer heranzieht, kann heute nur noch als Formel für eine gegebene einzelne Handlung, nicht aber für das Thun des Menschen im Laufe seines Lebens gelten, wo vielmehr eine beständige Rückwirkung des Handelns auf das Sein und Wesen statt hat. Auf der Erkenntnis dieses Verflochtenseins des geistigen und sittlichen Menschen in das lebendige Gewebe des Naturgeschehens basiert der Glaube an den Wert der Erziehung als einer bewussten Beeinflussung des heranwachsenden Menschen durch sein physisches, intellectuelles und moralisches Milieu.

Nun kann man freilich der Erziehung in diesem weitesten Sinne Einfluss zuschreiben, ohne ihn der geschärften Intelligenz und verbreiterten Erkenntnis zuzuerkennen. Damit hätte man die Erziehbarkeit in der Theorie eingeräumt, ohne dass ihr prak-

tische Bedeutung zukäme, da die Fähigkeit, sich oder andere zu erziehen, d. h. durch systematisches Zuleiten oder Abdämmen äusserer Einflüsse in gegebenem Sinne zu modificieren, dem Menschen abginge, infolge der mangelnden Suprematie der Intelligenz, von der die Zwecksetzung und Durchführung der Erziehung ausgehen müsste. Diese Auffassung lässt den Intellect beschaulich und registrierend den Erscheinungen zusehen, gleichsam nur die Randbemerkungen zu dem Buche des Daseins schreiben, dessen Text dem Triebleben entstammte. Von der wachsenden Geistescultur erwartet sie eine Veränderung des handelnden Menschen nicht. Vorausgesetzt wird hier eine strenge Gebietsteilung im Seelenleben, in dem Verstand, Gefühl und Willen als gesonderte Elemente zusammenwirken. Willen und Gefühl, die am festesten im Wesen des Menschen wurzeln, behalten stets die Ueberhand über den Verstand, der als phénomène surajouté*) (Ribot), als neue Entwickelungserrungenschaft schwach und einflusslos ist. Die Psychologie und Physiologie haben nun namentlich durch das Studium der niederen Tierarten diese Trennung der Bewusstseinselemente auf das menschliche Abstractionsvermögen zurückgeführt: am Zustandekommen jeder psychischen Erscheinung sind Verstand, Gefühl und Willen beteiligt und erst bei den Reactionen der höheren Tiere lassen sie sich überhaupt auch

---

*) Was die Auffassung betrifft, die das B e w u s s t s e i n überhaupt als „Epiphänomen" ansieht, als Begleiterscheinung ohne motorische Kraft, wie es du Bois Reymond in seinem Vortrage „über die Grenzen des Naturerkennens", Huxley, und auch viele der jetzt lebenden Naturforscher thun, so ist sie bis zur Zeit noch in keine einzige praktische Erwägung des Gesellschaftslebens hineingetragen worden. Voraussichtlich wird der handelnde Mensch von dieser Form des absoluten Determinismus allezeit absehen, selbst wenn der Erkennende gezwungen werden sollte, sie als wahr anzuerkennen, was heute noch nicht der Fall ist. Es ist billig, die Frauenfrage nicht ausserhalb des „gemeinen Rechtes" zu stellen, und nicht für sie allein praktische Forderungen aus einer Theorie abzuleiten, die heute durch keine einzige Faser mit unsrem praktischen Thun verbunden ist.

nur logisch isolieren. Ferner lässt die aus der Entwickelungsgeschichte gewonnene Interpretation der Grundthatsachen des Seelenlebens als Functionen*) zum Schutze des Individuums und der Art, den Antagonismus zwischen Erkenntnis und Triebleben im normalen Menschen als gering und vorübergehend erscheinen. Die von transcendentalen Werturteilen imprägnierte Auffassung, nach der der Mensch vom Intellect nach „oben" und von den Trieben nach „unten" gezerrt wird, hat fast allen Boden verloren. Die gesunde Intelligenz wendet sich nicht gegen die gesunden Forderungen des Trieblebens oder es kommt doch nur zu leichten oder vorübergehenden Conflicten, bei denen im Grunde nicht Erkenntnis gegen Gefühl steht, sondern der sociale Mensch gegen den biologischen.

Des Langen und Breiten kann das hier nicht auseinandergesetzt werden. Die Einsicht, von der wir erwarten, dass sie die Welt ändere, ist allerdings nicht das Wissen um das, was „Gut" und „Böse" ist, sondern ein tieferes Eindringen in die Erscheinungen und ihre Gesetze im allgemeinen. Es widerstreitet nicht der Gesetzmässigkeit allen Geschehens, anzunehmen, dass klarere Einsicht unser Handeln beeinflusse.**)

---

*) Vergl. namentlich die grundlegenden Arbeiten von Sergi, wie „l'origine dei fenomeni psichici" (Verlag Dumolard, Mailand 1885) und das schon angeführte Werk „dolore e piacere".

**) Prof. Moebius schreibt auf Seite 33 seiner Broschüre: „Manche haben die intellectuellen und moralischen Schwächen des weiblichen Geschlechtes stärker als ich hervorgehoben, dabei aber meinen sie, diese hängen von der Sitte ab, und seien durch die Erziehung zu ändern. Fanny Lewald z. B. gehört hier her. Es scheint zum Wesen der Reformer zu gehören, dass sie die Bedeutung der Willkür überschätzen. Die politischen und religiösen Neuerer sehen nicht ein, dass die Menschheit mit zur Natur gehört, und dass die überall wiederkehrenden Einrichtungen mit Notwendigkeit aus dem Wesen des Menschen hervorgehen. Sie glauben, wenn man nur die rechte Einsicht und den guten Willen hätte, dann würde die Welt sich ändern. Sie sehen nicht den wirklichen Menschen, der in der Hauptsache seinen Instincten folgt, sondern sie haben eine Wachspuppe vor Augen, deren Form beliebig verändert werden kann, und hoffen, mit Gesetzen über die Natur zu triumphieren."

Dieses ist zum Teil und vor allem in seinen complizierten individuellen Formen, eine Reaction auf äussere Verhältnisse, wie und soweit diese uns zum Bewusstsein kommen. So ändert unsere Einsicht die Welt in unserm Kopfe, mit der allein wir beim bewussten Thun rechnen.*) Und je mehr unsere Interpretation den constanten Aeusserungen und Beziehungen einer Erscheinung Rechnung trägt, je mehr sie sich dem nähert, was man der Kürze halber ihr objectives Wesen nennen kann, um so adäquater wird im allgemeinen die Reaction sein, so dass sie auch die Welt ausser uns modifiziert. Gilt uns ein Kranker als vom Teufel besessen, so werden wir ihn anders behandeln, als wenn wir einen natürlichen Grund seines Leidens voraussetzen, und das Ergebnis der verschiedenen Behandlungsmethoden wird verschieden sein.

Wir gehen von der Voraussetzung aus, dass eine andere Erziehung**) das Weib zur Erfüllung seiner Aufgabe tüchtiger machen werde.

Und wenn wir gerade dem Mangel an intellectueller Cultur viele der socialen Unzulänglichkeiten des Weibes zuschreiben, so haben wir neben den theoretischen Erwägungen auch die Erfahrung auf unserer Seite. Wer viel Gelegenheit gehabt hat,

*) Die Auflösung der Instincte, die nicht mehr angemessen oder notwendig sind, lässt sich ohne die Vermittlung der bewussten Erfahrung überhaupt nicht erklären, man wolle denn die Weismannsche Panmixie annehmen. Der Instinct bleibt auf die Dauer nur der Sieger wo er eine notwendige Forderung des Organismus vertritt. So hat z. B. die Erkenntnis in vielen Individuen die instinctive Scheu vor der Leiche, wie den Widerwillen gegen den Contact mit Kranken besiegt, der bei den Tieren unbesiegbar erscheint und im allgemeinen als „teleologisch“ gelten muss.

**) Die Gegner der Frauenbewegung halten das Weib für unerziehbar, glauben aber nichtsdestoweniger an die Schädlichkeit der feministischen Propaganda. Es geht ihnen wie denen, die zwar nicht mehr an Gott, aber noch an den Teufel glauben: Eine Erziehung zum Guten belächeln sie, fürchten aber eine Massensuggestion des Weibes durch die Frauenrechtlerinnen, welche Suggestion doch nichts anderes wäre als eine Form der Erziehung.

Männer der Volksschichten zu beobachten, die von der modernen Geistescultur ausgeschlossen sind, der kann sich leicht davon überzeugen, dass Kleinlichkeit, Engherzigkeit, Fehlen des Schätzungsvermögens für die Bedeutung der Ereignisse, Härte im Urteil, Unwilligkeit der socialen Einordnung und andere Mängel, die man gern als specifisch weiblich stempelt, allgemeine Attribute der Unwissenheit und Unbildung sind.

Die Gegner des Intellectualismus gehen mit diesem in derselben Weise um, die man einst den Gegnern des philosophischen Materialismus in Bezug auf die Materie vorwarf: sie töten erst den Intellectualismus und sagen dann, dass er tot sei. Aber jener Intellectualismus, den man sich nur bebrillt, engbrüstig, nervös über staubige Folianten gebeugt denken kann, ist nur der des Krüppels, er sei Mann oder Weib. Nach ihm gelüstet dem modernen Weibe nicht. Was ihm Not thut, ist Erkenntnis, nicht Gelehrsamkeit, Erkenntnis, die löst vom Irrwahne, die eine weite Lebensauffassung ermöglicht, eine klare Einsicht in das Thun und Treiben der Menschen und seine Gebundenheit an allgemeine Gesetze, jene Einsicht aus der die Milde quillt und das thätige Erbarmen. Ohne ehrliche, geistige Arbeit wird das keinem. Allein auf die natürliche Intelligenz gestellt und das, was ihr fünf gesunde Sinne aus dem beschränkten Kreise der Alltagserfahrung zutragen, kann niemand zu einem Ausblicke kommen. Man muss Stufen hinauf, muss Kenntnisse erwerben. Gewiss entspringt die heutige Bewegung nicht der Erkenntnis der socialen Unzulänglichkeit des heutigen Weibes. Der Anstoss kommt nicht von innen und scheint mir auch nicht einen ethischen Charakter zu haben, wie manche Frauenrechtlerinnen glauben. Laura Marholm hat vollkommen recht, wenn sie von einem seelischen Notstande spricht, nur über die Ursachen dieses Notstandes und die Mittel zur Abhilfe sind wir nicht einig. Es ist im Grunde ein Kampf um ihre psychische Existenz, in dem die Frau der vom materiellen Existenzkampfe freien Klassen heute steht. Sie will nicht mehr ihr seelisches Dasein von einem Tage zum andern hinfristen,

sondern einen festen Rückhalt haben und damit die Möglichkeit, Zusammenhang und Festigkeit in ihr geistiges Leben zu bringen.

Der intellectuelle Dämmer, religiöse Hingabe, schlichte Frömmigkeit u. s. w., das hört sich alles recht verlockend an für den, der seinen Geist gespannt hat, dem auf die Lust des Arbeitens und Ringens um Erkenntnis die grosse Müdigkeit gefolgt ist, der mit der Wissenschaft hadert, weil sie ihn nicht über die Relativität alles Erkennens hinweg heben kann. Im täglichen Leben und in der Nähe besehen wirken diese Gretchentugenden mit ihrer Enge, Selbstgerechtigkeit, mit dem Mangel an Mut zur Verantwortung, mit der ganzen hilflos-blöden Verlorenheit den Anforderungen unserer Zeit gegenüber weder friedlich noch beglückend. Denn sie geben nicht Frieden, sondern die Angst der Unorientiertheit. Sie bannen in das Leben des Erwachsenen hinein, was die letzten Jahre der Kindheit so unerquicklich und quälend macht: Die Unklarheit über das, was kommen wird, die Unfähigkeit, sich zurecht zu finden, den Mangel an Selbstvertrauen dessen, der seine Kraft noch nicht hat messen können, der vor unbekannten Anforderungen steht, von denen er nicht weiss, ob und wie er ihnen gerecht werden kann. Wenn nicht dem Menschen das Vergangene sich verklärte und wir ohne diese optische Täuschung auf unser inneres Leben von der Schwelle der ersten Jugend bis zur vollen Reife zurücksehen könnten, so würden vielleicht viele anstatt über verlorene Jugendillusionen zu klagen in der gewonnenen Erkenntnis und Klarheit, vor allem in der Möglichkeit einer ruhigen Abschätzung der eigenen Kräfte und der Last des Geschickes einen Hauptquell des Glücks und der inneren Harmonie preisen. Aber diese Erkenntnis und Klarheit hat man nicht umsonst. Sie ist ausschliesslich die Frucht einer intellectuellen Durchdringung des Erlebten, einer logischen Bändigung des Mannigfaltigen zur Einheitlichkeit, die ohne wirkliche Bildung nicht möglich ist. Was dem halbbewussten Leben eigen ist, nach dem sich mancher aus seinem Intellectualismus sehnt, das scheint mir nicht die gepriesene freudige Instinct-

sicherheit zu sein, sondern eine fragmentarische Zerstücktheit des Erlebten, etwas, wie ein ewiges Kindsein in der Erkenntnis ohne den leichten Sinn der Kindheit.

Gewiss giebt es eine innere Einheitlichkeit und Klarheit ohne Bildung. Im allgemeinen kann man aber heute sagen, dass einem Menschen Geistesbildung um so notwendiger ist, je höher er in intellectueller Beziehung steht, wenn er sich mit dem Leben auseinandersetzen will, ohne einen unverhältnismässig grossen Bruchteil an Kraft zu vergeuden. Im engen Kreise war es der Frau leichter, eine befriedigende Formel dieser Auseinandersetzung zu finden. Heute sieht das Weib, auch ohne seine Stellung in der Familie geändert zu haben, weiter hinaus. Es ist nicht ein perverser Hang nach neuen, complicierteren Sensationen, der es sich nach Erkenntnis drängen lässt, sondern das Bedürfnis, sich Rechenschaft über die umgebende Welt zu geben, mit ihr in irgend einer Weise logisch fertig zu werden. Es ist derselbe Trieb, dessen einfachste Form schon das intelligente Tier veranlasst, den Ursachen neuer Erscheinungen nachzuspüren. Im Dienste der leiblichen Selbsterhaltung ist er grossgezogen, heute sehen wir ihn auch der intellectuellen Selbstbehauptung dienen. Ohne aber dem Bedürfnis nach innerer Festigung genug gethan zu haben, kann man im Gesellschaftsleben nicht gedeihlich arbeiten, so wenig ein Organismus vor erlangter physiologischer Reife gesunde Nachkommen zeugen und gebären kann.

Nun meinen die Gegner freilich, das jenseits der Familie gelegene Gesellschaftsleben verlange nichts vom Weibe. Und nachdem sie das Weib in seiner Mütterlichkeit gepriesen haben, wissen sie ihm keinerlei Aufgabe auf dem ungemessenen Gebiete. Da hat es nichts gethan und nichts zu thun. „Alles Männerwerk", sagt Prof. Albert, nachdem er vor seinem geistigen Auge das gewaltige Kunstgebilde der Cultur hat vorüberziehen lassen. Seine stolze Umschau mahnt mich immer an ein anderes Bild, das sich mir und vielleicht vielen Müttern

aufdrängt, wenn sie eine grössere Menschenmenge, etwa einen Zug Soldaten, vorbeiziehen, eine Fabrik sich leeren sehen: „jeder einzelne einer Mutter Sohn". Jeder einzelne mit Schmerz geboren und mit unsäglicher Mühe und Liebe aufgezogen, bewacht, gehütet. Jeder einzelne so „teuer erkauft" und jetzt so gering bewertet. Hat da wirklich das Weib keine Function im Gesellschaftsleben?

Wie es biologisch dem Typus zustrebt und der Variabilität des Mannes ein Gegengewicht bietet, so hat es auch im Gesellschaftsleben eine erhaltende Function. Bisher hat es diese nicht bethätigen können, weil ihm für diese seine Culturaufgaben die Culturwerkzeuge versagt wurden. Man hat sich begnügt, das Weib als conservative Macht zu verwerten. Das, worauf das Weib seine geschlechtliche Wesenheit verweist, hat aber nichts gemein mit dem Conservativismus, der von der Heiligkeit der Institution ausgeht. Von der Heiligkeit des Menschenlebens geht es aus. Die Erkenntnis dieser Heiligkeit wird dem Weibe durch seine eigene Mutterschaft. In der Theorie fehlt es ja heutzutage an dieser Erkenntnis nicht — sorgt sich doch das Gesetz um das ungeborene Kind! — im täglichen Leben wird aber ruchlos Leben und Gesundheit preisgegeben. Wer das bezweifelt, der gehe in die Eisengiessereien oder in die Textilfabriken, in die Bergwerke oder auf die Auswandererschiffe, er gehe überall hin, wo der Mensch in des Menschen Hand gegeben ist, ohne dass ein Band menschlicher Solidarität besteht.

Und hier ist gerade das Weib berufen, Hand anzulegen. Nicht wegen seiner sogenannten gemütlichen Eigenschaften, wie man sie gemeinhin versteht. Vor den Gemütsmenschen und ihren Hilfsmethoden habe ich einen heiligen Respect. Sondern weil die Mutter allein den Wert des Menschenlebens in seiner ganzen Unschätzbarkeit erkennen kann, weil im Weibe das thätige Erbarmen am engsten mit dem Triebleben verwachsen ist. Man redet so viel, dass das Weib um seiner Mutterschaft willen heilig ist: ein jeder Mensch ist aber um seiner Kind-

schaft willen heilig. Dem Manne kann das nicht mit dem Grade von Realität zum Bewusstsein kommen wie dem Weibe, weil er für ihn nicht denselben Grad physischer Realität hat.

Man trage die Mütterlichkeit hinaus ins Leben. Aber man statte sie aus mit dem, was das Leben fordert. Es handelt sich hier um eine Kraft, die es rationell und zweckmässig zu verwerten gilt. Den Gegnern scheint es nur nötig, sie zu verbrauchen. Gerade hier zeigt sich bei ihnen der Mangel eines socialen Kriteriums. Sie sehen einen Ueberschuss an Kraft: den durch individuelle oder gesellschaftliche Anomalien sich ergebenden der unverheirateten oder kinderlosen Frau, den normalerweise der Mutter bleibenden. Anstatt sich zu fragen: wie nützen wir ihn? heisst es bei ihnen: wie werden wir ihn los? Es thut mir leid, sagen zu müssen, dass ich den Vorschlag der einjährigen Dienstzeit im Krankenhause, der meines Wissens von einer Frauenrechtlerin gemacht, aber dann von manchen Gegnern adoptiert wurde, hier zurechnen muss. Dieser Vorschlag hat nur die nach Lebensinhalt suchende Frau im Auge und hält die armen Kranken für gerade gut genug, um den Thätigkeitsdrang an ihnen auszutoben, zu welchem Zweck er sie alljährlich einem neuen Jahrgang von ungeschulten und vielfach ganz ungeeigneten Pflegerinnen preisgiebt. Auch der Gedanke von Moebius, jedes Mädchen müsse sein Kind haben, scheint mir hierher zu gehören, weil auch hier das, was Selbstzweck ist, zum Mittel wird. Wenn es widerlich ist, bei Zola die Fruchtbarkeit als Cur gegen Frauenleiden empfohlen zu finden, so ist es schmerzlich, die Mutterschaft, die doch den Punct darstellt, wo der Egoismus Altruismus wird, dahin verkehrt zu sehen, dass das Kind als Inhalt, als Mittel zum Zweck gesucht wird, während es doch der supreme Selbstzweck ist. Denn hier denkt man nicht an das Kind, das allein durch die Thatsache, einziges Kind zu sein, um die beste, ja unersetzbaer Erziehung zum Gesellschaftsleben, die das Aufwachsen unter Geschwistern giebt, verkürzt wird. Man denkt nicht daran, dass diese Mutter, die nichts auf der Welt hat,

als das eine Kind, wenig geeignet sein muss, es zum glücklichen Menschen zu erziehen. In diesem Vorschlag steckt etwas, das man ein Sacrilegium nennen möchte: das heisst, die Fruchtbarkeit selbst unfruchtbar machen wollen, wenn man das Kind als Mittel will, durch das die Mutter ihre Kraft los wird und das innere Gleichgewicht erlangt.

Und doch werden die Gegner des weiblichen Intellectualismus mit Notwendigkeit auf diese Vorschläge gewiesen. Eine Culturfunction wollen sie dem Weibe nicht zuerkennen. „Die productive Arbeit des Weibes sind seine Kinder," sagt Laura Marholm (S. 319) und fährt wenige Zeilen tiefer fort: „Die productive Arbeit ist überhaupt gar nichts, wobei mit Willen, Absicht, Anstrengung, Vorsätzen, Ausbildung viel zu erreichen wäre — die productive Arbeit des Weibes ist seine innere Natur, sein angeborenes Wesen, seine warme Seele, sein gutes Herz, sein gesundes Blut, seine ungebrochene Kraft, seine Unermüdetheit, Unmittelbarkeit, Spannkraft, Frische." Dann ist es aber eben keine Arbeit, keine Culturfunction, denn die heischt Absicht, Anstrengung, Vorsätze und Ausbildung: Das Weib steht diesen Autoren ausserhalb der Cultur.

Für uns hat es aber neben seiner Naturaufgabe, zu tragen und zu gebären, die Culturmission, Leben zu erhalten. Aber die gepriesene Herzensgüte allein thut es nicht. Sie thut es bei keinem socialen Thun. Was man so allgemein unter weiblicher Herzensgüte versteht, das findet sich fast nie durch die oft traurige und schmutzige Strasse des Gesellschaftslebens. Es steht sehr schnell still und will nicht weiter. Gemütsmenschen brauchen in der Regel „würdige Arme"; mit den im Seelen- oder Triebleben Kranken Erbarmen zu haben, ist nicht ihre Sache, sondern Sache der Intellectuellen. Nur die Erkenntnis leitet das Erbarmen überall hin, wo Leiden ist. Man sehe nur einmal in unser Wohlthätigkeitswesen, um sich zu überzeugen, wie bitter Not Bildung und Kenntnisse thun.

Dass ein besonderes sociales Organ notwendig sei, besondere Institutionen, in deren Dienst das Weib sich stellen

müsste — das ist eine in vielen festgewurzelte Anschauung. Wenn sich das Weib denn wirklich keinerlei Arbeit in der Kinderstube machen kann, so mag es sich einer Wohlthätigkeitsanstalt einordnen. In meinen Augen liegt die Mission des modernen Weibes nicht hier. Es mag dahingestellt bleiben, ob besondere Institutionen im Mittelalter in wirksamer Weise der Not gesteuert haben: heute zeigen sie sich dazu als impotent. In Italien beträgt das Patrimonium der Wohlthätigkeitsanstalten nahezu 2 Milliarden, während die von ihnen ausgehende sociale Hilfsthätigkeit — im ganzen genommen — gering ist. Was sich heute organisiert, zu collectivem Thun zusammenschliesst, das ist der Widerstand und die Selbsthilfe. Wenn wir dem Elend oder der Schuld eine helfende Hand reichen wollen, so muss von Mensch zu Mensch gehandelt werden, aus der inneren persönlichen Not des Helfenden heraus. Die Zeit der Wohlthätigkeit als Collectivunternehmen ist vorüber; die aufsteigende Classenbewegung der Arbeiterschaft und die neue Sittlichkeit, zu der sie erzieht, bringt auch eine Auflehnung gegen die Institutionen mit sich, deren Brot so sehr nach Demütigung schmeckt. Von Mensch zu Mensch giebt es ein verstehendes Erbarmen, das Demütigung und Bitterkeit ausschliesst. Um die Mildthätigkeitsinstitute scharen sich heute fast ausschliesslich solche, die schon um alle Menschenwürde gekommen sind.

Berufsmässiges Wohlthun ist ein Unding. Darauf verweise man die Frauen nicht. Es kommt nicht darauf an, w a s man thut, sondern w i e man es thut. Das Weib drängt sich heute in fast alle Berufe und wird das thun, bis ihm die Erfahrung die Mittel an die Hand giebt, die Grenze seiner Fähigkeiten abzustecken. Es trägt aber seine geschlechtliche Wesenheit in die Ausübung dieser Berufe, soweit sie überhaupt der individuellen Eigenart Spielraum gewähren.

Und das Wesentliche dieser Eigenart ist, das Menschenleben hoch anzuschlagen. Es ist nun nicht nur eine Forderung elementarer Gerechtigkeit, dass das Weib die Möglichkeit haben

müsse, sich im Gesellschaftsleben, dem es in gleicher Weise wie der Mann unentbehrlich ist, geltend zu machen. Die Collectivität selbst hat ein hohes Interesse daran, wie sie Interesse daran hat, dass die aus dem Volke aufsteigenden Energieen ein Feld der Bethätigung haben. Und das, weil es einen Vorteil der Gesellschaft darstellt, dass ihren mannigfaltigen Anforderungen von allen Seiten genug gethan werde und zwar in der Weise, dass jeder die ihm nach seinen biologischen oder socialen Bedingungen am nächsten liegenden Interessen verficht.

Heute kann das Weib seine Stellung den verschiedenen socialen Problemen gegenüber nicht geltend machen, weil es ihm an Bildung, Schulung wie an Rechten gebricht. Das ist so oft gesagt worden, dass es zwecklos ist, es noch einmal des langen und breiten zu erörtern. Ist dieser Zustand aber vielleicht auch — vom Standpunct des weiteren Gesellschaftslebens betrachtet — ein sociales Postulat? Würde der Einfluss des Weibes im socialen Leben eine Gefahr darstellen?

Mit dieser Frage haben sich die Gegner meines Wissens wenig abgegeben, und sie haben logisch gehandelt, da sie ihr keine praktische Bedeutung beimessen können. Für sie hat das Weib keine über die Familie hinaus reichenden Interessen. Es würde also die ihm gebahnten Wege socialer Thätigkeit niemals beschreiten.

Wer aber glaubt, dass die Frau in ihrer Teilnahme im Empfinden und Thun über die Grenze der Familie hinausgehen kann, wer, ohne sich zu theoretischen Constructionen aufzuschwingen bei der humble vérité der Erfahrung bleiben, und die heldenmütige Kraft der Burenfrauen oder die besonnene Tapferkeit der Landproletarierinnen der Romagna zur Gewähr nehmen will, dem bietet die Frage der socialen Bethätigung des Weibes hohes praktisches Interesse.

Dass der Versuch manchem bedenklich scheinen mag, darf nicht verwundern. Doch heisst es offenbar, das Gesellschaftsganze und seine Widerstandskraft unterschätzen, wenn man

von einem Misserfolg eine ernste Störung der socialen Beziehungen befürchtet.

Das Gesellschaftsleben ist eine grosse Schule, die keinem ganz verloren sein dürfte. Von der wachsenden Demokratisierung, die der Frauenbewegung parallel läuft, müssen wir erwarten, dass sich die Wertung des Menschen in der Gesellschaft immer mehr auf Grund seiner wirklichen Tüchtigkeit vollziehen werde. Wenn heute der Charlatan grössere Chancen hat, sich oben zu erhalten, als der rechtschaffene Mensch, so ist daran offenbar die Unfähigkeit eines grossen Teils schuld, echt und unecht zu unterscheiden, wie nicht minder das Streben bestehender Interessengruppen, die ihnen in der Gesellschaft fehlende Solidarität künstlich herzustellen. Wir sehen in rückständigen Staaten oder Landschaften den Charlatanismus fest organisiert. Mit der Ausdehnung der Volkserziehung und Bildung verliert er notwendig an Boden, so dass die von der Gesellschaft vollzogene Auslese immer weniger widersinnig wird. Aus demselben Grunde ist irgend ein sociales Experiment um so weniger gefährlich, je fortgeschrittener die Gesellschaft ist, die es unternimmt. Diese gewiss nicht neuen Erwägungen mögen den ängstlichen Seelen zum Trost gereichen. Es ist nicht zu befürchten, dass die Unfähigkeit des Weibes, Rechte auszuüben und Aemter zu bekleiden, der Gesellschaft entgehen und diese die im Interesse ihrer Gesundheit liegende Reaction unterdrücken werde. Wenn heute die Collectivität diese Reaction gegen Schädlichkeiten nicht zeigt, so ist zum wesentlichen das Bestehen von Machtverhältnissen schuld, die auf eine frühere Zeit zurückgehen. Der in das sociale Leben eintretenden Frau gegenüber wird aber die Gesellschaft, vor der ihr Thun bestehen muss, zum mindesten fair play haben. Das zu wagende Experiment könnte man also etwa nach dem Grundsatz wagen, nach dem das Volk — mit Unrecht — die verschiedenen Geheimmittel versucht: nützt es nicht, so schadets doch nicht.

Wir, die wir glauben, dass es nützen werde, sehen allerdings nicht voraus, dass die Zulassung der Frau in das Reich der

Wissenschaft, wie ihre Einordnung in die sociale Thätigkeit an Stelle der reichen Mannigfaltigkeit armselige Gleichförmigkeit setzen werde. Wir glauben, dass man nur nivellieren könne durch Hemmung, nicht durch Freigabe der Energieen. So ist es nicht das berüchtete Mannweib, mit dessen socialem Einfluss wir rechnen, sondern das echte, ganze, mütterliche Weib. Dieses scheint uns in der Gesellschaft auch ausser der Familie eine Function zu haben, neben dem Manne, und die des Mannes ergänzend.

Ich möchte nicht dahin missverstanden werden, als glaubte ich, das Weib habe einen magischen Stab, um die Leiden der Gesellschaft mit einem Schlage zu heben. Davon bin ich weit entfernt. Doch glaube ich, dass ein grosses Mass dieser Leiden schwerer das Weib treffen als den Mann — weil es ihm in seiner Person und in der des Kindes ausgesetzt ist. Darum scheint es mir im Interesse des Ganzen zu liegen, der weiblichen Reaction dieselben Chancen zu gewähren, die die des Mannes hat, sich durchdacht und systematisch in der Phalanx socialer Solidarität zur Geltung zu bringen.

Die Hauptsätze der Frauenforderungen ergeben sich hieraus von selbst — in ihrer socialen Berechtigung —, wie sich die Forderungen der Demokratie aus dem demokratischen Princip ergeben.

So muss angesichts der grossen Kluft zwischen dem Rechtsbewusstsein des Volkes und der Rechtsprechung, die fast jeder Urteilsspruch aufdeckt, die Zuziehung der Frauen zu den Geschworenenkammern als geboten gelten — nicht als Radicalcur, die im Rahmen der classischen Auffassung von Schuld und Strafe nicht möglich ist, aber von demselben Grundgedanken ausgehend, auf dem die Bildung der Assisen überhaupt beruht, und im Namen jenes allgemeinen Gerechtigkeitsgefühles, das ohne Gefahr für das Ganze nicht verwirrt und verletzt werden kann.

Auch in der Knabenerziehung gebührt dem weiblichen Lehrer grösserer Einfluss, weil das Weib kraft seiner Geschlechtsnatur anders zu den verschiedenen Fragen steht,

als der Mann, so dass beider Beleuchtung vollständiger ist als die nur vom Standpuncte eines Geschlechtes ausgehende.

Dass in der Fabrikinspection, in der Ueberwachung der Strafanstalten, der Bestimmungen über die Auswanderung, ja, auf allen Gebieten der socialen Prophylaxe und Hygiene Arbeit für das Weib zu thun ist, für die es eben kraft seiner Mütterlichkeit schärfere Augen hat, grössere Willigkeit und richtigere Intuition, wird niemand leugnen.

Immer scheint das Weib normalerweise berufen, dem zerstörenden Einfluss der Sonderinteressen im Gesellschaftsleben ein Gegengewicht zu bieten. Die ungeheure Suggestionskraft der Massen, die die Anachronismen des italienisch-afrikanischen oder des Burenkrieges zuliessen, ermöglicht noch immer die Schädigung und Verletzung des Ganzen um einer Minderheit willen. Man hemme die Frau nicht in ihrer Teilnahme am socialen Leben, man mache ihr vielmehr diese Teilnahme nach dem Masse ihres Vermögens zur Pflicht, so werden die vitalen Interessen des Volksleibes nicht so leicht einer Hand voll Speculanten preisgegeben werden. Damit will ich nicht andeuten, dass das Weib pflichttreuer oder unbestechlicher*), schwerer durch Phrasen zu berauschen wäre als der Mann. Wohl aber lässt es sich weniger leicht dupieren, wenn es das Wohl und Wehe seiner Kinder gilt, weil dieser seiner supremen Besorgnis nicht leicht andere Bedenken über den Kopf wachsen. —

Alle früheren Culturen liessen mehr Zwang und Gleichmacherei zu als die unsere. Erst langsam erstarkt die Cultur zu der Festigkeit, die die Fülle der Eigenart freigeben kann. Bis jetzt hat man das Weib um den vollen Ausbau seiner Wesenheit und deren gesellschaftliche Bethätigung verkürzt. Dass man diese geschichtliche Notwendigkeit für

*) Unter denen, die aus dem masslosen Elend des afrikanisch-italienischen Kriegs Profit gezogen, nachdem sie dieses Elend sehenden Auges heraufbeschworen hatten, stand bekanntlich eine Frau an erster Stelle.

ewig hält und ihre Wurzeln bis in die Tiefe der Natur verfolgen zu können glaubt, darf uns nicht erstaunen. Kaum eine der vergangenen Gesellschaftsordnungen hat nicht einmal als ewig gegolten. Und man pflegte ihre Ewigkeit am lautesten zu verkünden, wenn sie begann, einem unter den Händen zu zerbröckeln.